Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 79 (1999)
Heft: 9

Rubrik: Dossier : Sprachen in der Schweiz : Gräben und Brücken

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Daniel Thürer,
ist Ord. Professor an der Universität Zürich für Völkerrecht, Europarecht, Staats- und Verwaltungsrecht. Mitglied des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, des Staatsgerichtshofs des Fürstentums Liechtenstein, stv. Mitglied des OSZE-Schieds- und Vergleichsgerichtshofes, Mitglied der Internationalen Juristenkommission.

Mehrsprachigkeit als Chance

Vom defensiven Sprachenrecht zur aktiven Sprachenpolitik. Der Zürcher Völker- und Staatsrechtler Daniel Thürer im Gespräch mit Robert Nef

Wir Schweizer neigen dazu, die weltweit beachtete Errungenschaft des Sprachenfriedens zu unterschätzen, und wir wissen über dessen geschriebene und ungeschriebene Grundlagen kaum Bescheid. Das friedliche Zusammenleben von Sprachgruppen, etwas durchaus nicht Selbstverständliches, ist für uns auch so selbstverständlich geworden, dass wir die grossen Chancen, die darin stecken, zu wenig wahrnehmen.

Robert Nef: Über den Sprachenfrieden in der Schweiz, bzw. über allfällige Konflikte gibt es wenig Literatur. Am ehesten wird die Mehrsprachigkeit noch als praktisches Problem wahrgenommen. Kann z.B. ein Deutschschweizer mit Wohnsitz Genf darauf beharren, auch vor einem Genfer Gericht seine Muttersprache Deutsch zu verwenden?

Daniel Thürer: Die schweizerische Sprachverfassung beruht auf zwei Grundprinzipien, die miteinander in einem Spannungsverhältnis stehen. Das erste Prinzip ist die Sprachenfreiheit. Aus ihr folgt das Recht des Individuums, nicht nur seine Muttersprache, sondern die Sprache seiner Wahl zu sprechen, und zwar im privaten Bereich wie auch im Umgang mit den Behörden. Auf der anderen Seite steht das sprachenrechtliche Territorialitätsprinzip. Es erscheint als eine Schranke der Sprachenfreiheit. In der Schweiz sollen, gestützt auf das Territorialitätsprinzip, die bestehenden Sprachgebiete grundsätzlich in ihrer Integrität erhalten werden, d.h., dass für Zuzüger die angestammte Sprache des Gebiets vor dem «Recht auf ihre Muttersprache» Vorrang hat. Der Kanton Genf ist ein ausschliesslich französischsprachiger Kanton, darum greift hier das Territorialitätsprinzip. Der Betroffene muss sich im Prozess der französischen Sprache bedienen.

Enthält die neue Bundesverfassung diesbezüglich etwas Neues?

Es ist typisch für das Sprachenrecht der Schweiz, dass es bisher weitgehend ungeschriebenes Recht war. Der neue Verfassungstext garantiert nun in Art. 18 ausdrücklich die Sprachenfreiheit. Im Artikel 4 der neuen Bundesverfassung heisst es: *«Die Landessprachen sind Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch.»* Es handelt sich hier nicht nur um die Feststellung, dass diese Landessprachen existieren, sie sollen auch in ihrem herkömmlichen Bestand erhalten werden. Man kann aus diesem indikativen Satz eine Garantie, ein Programm ableiten, dass die Sprachgebiete grundsätzlich in ihrer Integrität geschützt sein sollen. Art. 70 Abs. 5 sieht besondere Massnahmen zugunsten der rätoromanischen und italienischen Sprache vor.

Die Sprachverfassungen in anderen Staaten sind zum Teil bis ins Detail ausformuliert und erwecken damit den Anschein, das Recht sei tatsächlich in der Lage, den Bestand und den Gebrauch und die Tradition von Sprachen wirksam zu schützen, was nicht den Tatsachen entspricht. In der Schweiz ist das Sprachenrecht Bestandteil der lebendigen Verfassungspraxis. Dadurch kommt zum Ausdruck, dass die eigentliche Grundlage ausserhalb des Verfassungsrechts im politischen Prozess zu lokalisieren ist.

Auch der Begriff «Sprachenfreiheit» ist interpretierbar und interpretationsbedürftig, und es gibt – vor allem im Ausland – Auslegungen, die ein «Recht auf Muttersprache» darauf abstützen. Ein solches Recht kommt aber mit dem Territorialitätsprinzip in Konflikt, das festlegt, welche Sprache zu einem bestimmten Territorium gehört, unabhängig von der Präferenz einzelner Individuen, die dort leben. Das Territorialitätsprinzip setzt m.E. den Wert des Sprachenfriedens über den Wert der Sprachenfreiheit. Gibt es da keine völkerrechtlichen Probleme?

Vom Völkerrecht her gesehen fällt es auf, dass weder die europäische Menschenrechtskonvention noch die Uno-Menschenrechtspakte eine Garantie der Sprachenfreiheit enthalten, auch nicht eine Garantie der bestehenden Sprachgebiete. Im Völkerrecht ist also weder die Sprachenfreiheit noch das Territorialitätsprinzip normiert. Es ist eine Eigentümlichkeit des schweizerischen Staatsrechts, dass diese zwei Säulen als geschriebene und ungeschriebene Normen einen solchen Stellenwert erlangt haben. Die politische Tradition des Minderheitenschutzes spielt hier ebenfalls eine zentrale Rolle.

Würden Sie auf diesem Hintergrund das teilweise geschriebene und teilweise ungeschriebene schweizerische Sprachenrecht auf jeden Fall für völkerrechtskonform bezeichnen, auch im Hinblick auf jene, die auf völkerrechtlicher Ebene eine Sprachenfreiheit fordern?

Ja, das geltende Völkerrecht enthält wenig konkrete Anforderungen an das Sprachenrecht. Man kann die Sprachenfreiheit aus der persönlichen Freiheit ableiten, wie sie etwa in der «Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte» mitgarantiert ist. Es gibt zwar besondere internationale Verträge, wie die Europäische Charta der Regional- und Minderheitssprachen sowie das Rahmenübereinkommen des Europarates zum Schutze nationaler Minderheiten, aber in den grossen Menschenrechtsverträgen ist vom Sprachenproblem nur ganz am Rande die Rede. Wie auch innerhalb der Schweiz (Art. 70, Abs. 2 nBV) liegen die politischen Instanzen bei den autonomen Hoheitsträgern. Sie müssen in ihrem Aufgabenbereich dafür sorgen, dass die Sprachenfreiheit und die Sprachenvielfalt erhalten bleiben und ein gedeihliches Zusammenleben verschiedener Sprachgruppen möglich wird. Auch ich halte die Sicherung des Sprachenfriedens für die zentrale Aufgabe des Sprachenrechts. Ähnliches gilt ja in der Schweiz auch im Zusammenhang mit den Konfessionen. Die Religionsfreiheit besteht im Rahmen des Schutzes der öffentlichen Ordnung und des inneren Friedens. Das ist für die Schweiz typisch: Die konfessionelle Frage bot mehr Anlass zu Spaltungstendenzen als die Sprachenfrage, dafür waren die Konfessionen über die Sprachgrenzen hinaus auch ein Integrationsfaktor.

Das ist für die Schweiz typisch: Die konfessionelle Frage bot mehr Anlass zu Spaltungstendenzen als die Sprachenfrage.

Es gehört zu den Glücksfällen dieses Landes, dass die Sprachgrenzen nicht mit den Konfessionsgrenzen zusammenfallen. Überlappende Ungleichheiten erleichtern die Integration. Bei der Umsetzung von Prinzipien ist es übrigens nichts Aussergewöhnliches, dass sie miteinander im Konflikt stehen. Ist Sprachenfrieden im Konfliktfall wichtiger als Sprachenfreiheit, oder sollte die Frage offen bleiben?

Wir können uns bei der Beantwortung dieser Frage an die allgemeine Grundrechtsdogmatik anlehnen. Die Sprachenfreiheit ist, wie alle Freiheiten, der Ansatzpunkt, das Primäre, es gibt aber kaum ein Grundrecht, das nicht eingeschränkt werden kann, und dies gilt auch für die Sprachenfreiheit. Sie kann eingeschränkt werden, wenn die entsprechenden Voraussetzungen erfüllt sind. Es bedarf dazu einer genügenden rechtlichen Basis, das öffentliche Interesse muss überwiegen und der Eingriff muss verhältnismässig sein. Das öffentliche Interesse am Territorialitätsprinzip ist gegenüber dem individuellen Interesse an der Sprachenfreiheit abzuwägen. Am besten lässt sich dies anhand eines Beispiels erläutern. Es betrifft die Regelung des Besuchs der «Ecole Française» in Zürich. Die Regelung lautete, dass die Kinder mit französischer Muttersprache nur in einer relativ kurzen Übergangszeit diese Schule besuchen durften. Die zuständige Behörde argumentierte, dass nach Ablauf von zwei Jahren der Übertritt an eine deutschsprachige Schule zu erfolgen habe. Richtigerweise hätte man aber davon ausgehen müssen, dass allen Kantonseinwohnern, d.h. Schweizern und Ausländern, grundsätzlich die Sprachenfreiheit zusteht. Das Territorialitätsprinzip verlangt im Fall von Zürich die Amtssprache und die Schulsprache

Das öffentliche Interesse am Territorialitätsprinzip ist gegenüber dem individuellen Interesse an der Sprachenfreiheit abzuwägen.

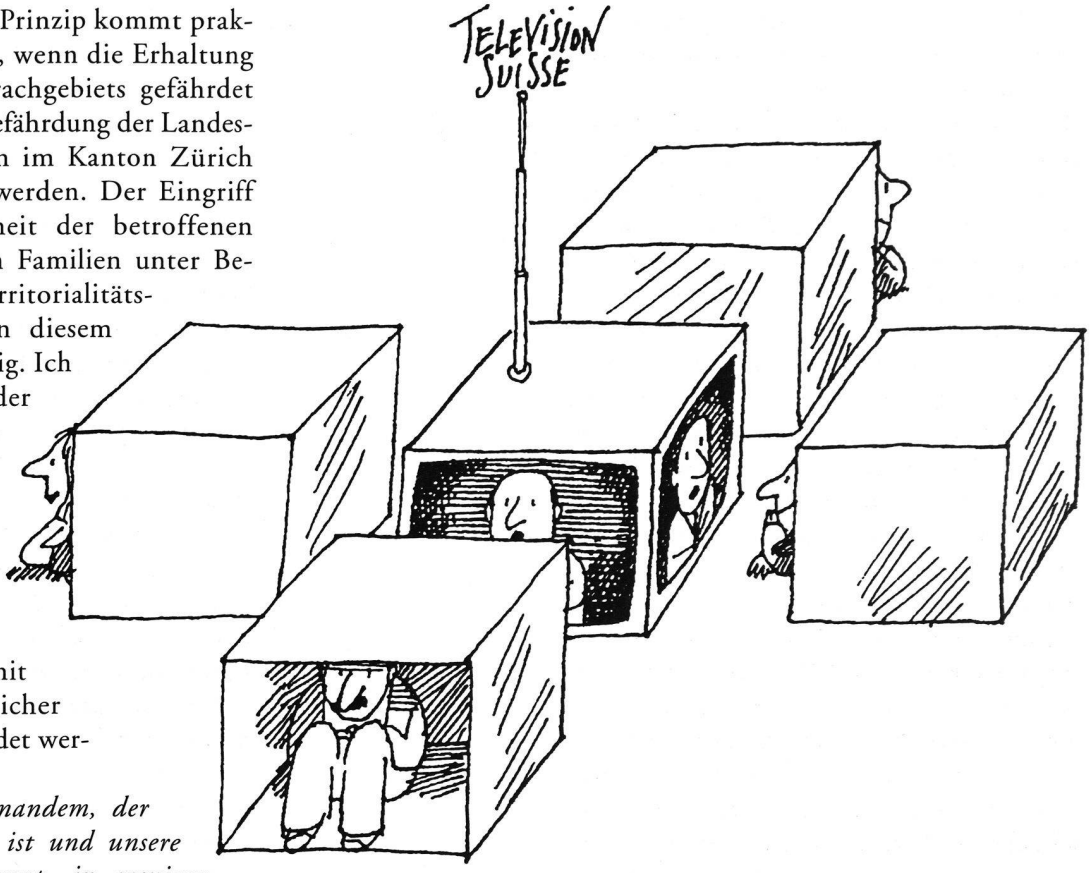
Deutsch. Aber dieses Prinzip kommt praktisch dann zum Zuge, wenn die Erhaltung der Grenzen des Sprachgebiets gefährdet wären. Eine solche Gefährdung der Landessprache Deutsch kann im Kanton Zürich nicht nachgewiesen werden. Der Eingriff in die Sprachenfreiheit der betroffenen französischsprachigen Familien unter Berufung auf das Territorialitätsprinzip war m.E. in diesem Fall unverhältnismässig. Ich räume also insofern der Sprachenfreiheit eine Vorzugsstellung ein, aber ich schliesse Eingriffe nicht aus, wenn sie beispielsweise mit der Erhaltung des Sprachenfriedens oder mit dem Schutz sprachlicher Minderheiten begründet werden.

Wie kann man jemandem, der damit nicht vertraut ist und unsere Traditionen nicht kennt, in wenigen Worten das Territorialitätsprinzip erklären?

Das Territorialitätsprinzip besagt, dass eine bestimmte Sprache mit einem bestimmten Raum und der dort ansässigen Bevölkerung verknüpft ist und deren Identität mitbestimmt. Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass die Sprache nicht bloss ein Kommunikationsinstrument des einzelnen ist, sondern auch Gruppenidentität schafft. Eine Sprache ist gewissermassen ein Speicher kollektiver Erfahrungen, ein gemeinsames Gedächtnis, ein Gefäss, welches das Selbstverständnis und die Traditionen von Gruppen beinhaltet und auch ein Stück Heimat verkörpert. Um Sprachen als kollektives Erbe eines Volkes erhalten zu können, bedürfen sie auch des Schutzes.

Wie kann man eine angestammte Sprache am besten schützen?

Es bietet sich hier an, dass man einfach das herkömmliche Sprachgebiet schützt, in seinem alten traditionellen Umfang, aber auch in seiner Integrität. Man darf natürlich das Territorialitätsprinzip nicht absolut, sondern muss es als Element einer Gesamtordnung verstehen. Dazu ein Beispiel: In vielen Gemeinden des Kantons Graubünden besteht immer noch eine eingesessene Bevölkerung mit rätoromanischer Muttersprache. Nun kommen aber z.B. durch den Tourismus und den Kraftwerkbau viele deutschsprachige Unterländer in diese Gebiete, und die eingesessene Bevölkerung wird zum ökonomisch schwächeren und vielleicht sogar zahlenmässig unterlegenen Bevölkerungsteil. In diesem Fall kommt das Territorialitätsprinzip mit guten Gründen zum Zug. Auf der anderen Seite darf man aber nicht so weit gehen, wie es auch schon von engagierten Anhängern des Rätoromanischen verlangt wurde, die postulierten, das ganze rätoromanische Sprachgebiet müsse etwa im Gebietsumfang, wie es im letzten Jahrhundert bestanden habe, für immer erhalten bleiben. Dies wäre eine zu starre Regulierung. Eine Sprache ist etwas Lebendiges, und die Sprachgrenzen fliessen; man kann den Sprachgebrauch nicht abschliessend reglementieren. Dies wäre ein unzulässiger Eingriff auch in die freie geistige Entfaltung des Individuums.



„AB HEUTE SENDEN WIR NUR NOCH IN RÄTOROMANISCHER SPRACHE – "

Eine Sprache ist gewissermassen eine Ressource kollektiver Erfahrungen, ein gemeinsames Gedächtnis, ein Gefäss, welches auch ein Stück Heimat verkörpert.

Wir Schweizer bezeichnen uns gegenüber Ausländern vielleicht allzu voreilig als Vorbild. Würden Sie trotzdem die schweizerische Regelung der Sprachenfreiheit als vorbildlich bezeichnen?

Wenn man mit «Vorbild» nicht etwas Moralisches meint, würde ich die Frage bejahen. Die Tatsache, dass in der Schweiz die Sprachgruppen einigermassen friedlich zusammenleben und den Begriff Ethnie oder Nation nicht im rassischen Sinne der Blutsverbundenheit deuten, ist ein Produkt unserer Geschichte und beruht keineswegs auf einer «moralischen Überlegenheit» unserer Bevölkerung.

Gibt es so etwas wie ein «Geheimnis» des Sprachenfriedens in der Schweiz?

Das allgemein Interessierende an unserer Sprachenverfassung sind wohl drei Elemente, die wie ein Dreieck zusammengehören und die Basis ihres Funktionierens bilden: Das *erste* Element ist die Sprachenfreiheit des Individuums und der Gruppen, wobei «Sprache» in einem weiten Sinn zu verstehen ist, denn auch wer nicht sprechen kann oder mit technologischen Mitteln kommuniziert, hat Teil an dieser Freiheit. Das *zweite* Element ist der Schutz von Sprachräumen, u.a. durch das Territorialitätsprinzip. Das *dritte* Element ist der föderative Staatsaufbau mit den vielfältig überlappenden Kreisen.

Sie sehen also auch in der Schweiz einen noch nicht eingelösten sprachpolitischen Handlungsbedarf?

Es sollten viel mehr Anstrengungen unternommen werden, gegenseitig Notiz zu nehmen von anderen Sprachkulturen, sie zu respektieren und andere Sprachen zu lernen. Ich glaube, wir tendieren heute in der Schweiz zu einer Art sprachpolitischer Apartheid; wir sehen gar nicht, dass die grösste intellektuelle und kulturelle Ressource dieses Landes heute die Mehrsprachigkeit ist. Für uns Deutschschweizer ist beispielsweise die französische Sprachkultur eine faszinierende Herausforderung. Wir profitieren viel zu wenig davon, die Sprachen unserer Mitbürgerinnen und Mitbürger aktiv kennenzulernen. Da gäbe es attraktive Programme, die zu entwikkeln wären. Ich könnte mir etwa vorstellen, dass die Universität Zürich in Zukunft einmal zur mehrsprachigen Universität würde, dass wir Kurse parallel führen würden, auf Deutsch, Französisch, Italienisch oder Englisch, damit Deutschsprachige die Option hätten, fremdsprachige Vorlesungen zu besuchen, und dass dies auch beim Lizentiatsabschluss entsprechend honoriert würde. Leider bin ich mit solchen Vorschlägen ziemlich allein. Ausbaufähig wären auch Austauschprogramme für Schüler und Studierende und für Lehrkräfte, die dann in ihrer Muttersprache unterrichten könnten, was besser wäre als die heutige Regelung, bei der man «Schulfranzösisch» und «Schuldeutsch» den angestammten Lehrkräften zusätzlich aufbürdet. Die Mehrsprachigkeit gehört zum Reichtum dieses Landes und birgt viele Chancen. Durch eine aktivere, bessere Nutzung könnten wir in der Schweiz einen markanten Vitalisierungsschub auslösen.

Wir tendieren heute in der Schweiz zu einer Art sprachpolitischer Apartheid; wir sehen gar nicht, dass die grösste intellektuelle kulturelle Ressource dieses Landes heute die Mehrsprachigkeit ist.

Wir befinden uns da in einem Grenzbereich von Sprachenpolitik und Bildungspolitik. Das Schulrecht ist ja im wesentlichen kantonal, während das Sprachenrecht auf der Ebene der Bundesverfassung angesiedelt wird. Kann man die Kantone verpflichten, in ihrem Schulunterricht die anderen Landessprachen angemessen zu berücksichtigen? Oder basiert dies auf einer Art Courtoisie zwischen den Sprachgegenden?

Es ist mehr als eine Form der Courtoisie einer autonom zu gestaltenden Kulturpolitik. Durch die Verfassung sind die traditionell mehrsprachigen Kantone gehalten, im Rahmen ihrer Sprachgebiete ihre jeweilige Amts- und Schulsprache anzuwenden. Im Berner Jura etwa muss die Hauptsprache Französisch sein. Aber sonst liegt es im Ermessen der Kantone, ihre eigene Sprachenpolitik zu betreiben. Wenn man sich hier lösen könnte von einer erstarrten Territorialdoktrin und sagen würde, wir müssen vermehrt ausgreifen, wir müssen offensiv wirken, wir müssen die Fremdsprachenkenntnisse quasi als eine Chance zur Erweiterung und Bereicherung unserer kulturellen Identität betrachten, anstatt sich darauf zu versteifen, eigene Sprache gegen Gefährdungen von aussen zu verteidigen, könnten wir alle innerlich wachsen und davon viel profitieren. Das Territorialitätsprinzip hat eine Schutzfunktion für Minderheiten, vor allem für solche, die in ihrem Bestand bedroht sind. Es sollte aber nicht zum einzigen Bestandteil unserer «Philosophie der Mehrsprachigkeit» werden. Die Idee des ängstlichen Bewahrens

muss durch neue aktive Impulse und neue «Inseln der Mehrsprachigkeit» etwa auf Universitätsstufe überwunden werden.

Die zweisprachige Erziehung wird heute auch von Fachleuten als Vorteil gesehen, und Georges Lüdi postuliert in seinem von der Erziehungsdirektorenkonferenz in Auftrag gegebenen Bericht diese Zweisprachigkeit in ähnlichem Sinn wie Sie mit Ihren Vorschlägen. Das nun vorliegende Gesamtsprachenkonzept berücksichtigt dies. Den Vorteil der Zweisprachigkeit nutzen heute nur Kinder in zweisprachigen Familien. Könnte diese Chance nicht durch staatliche Massnahmen auch aktiv an andere Kinder vermittelt werden? Geht Ihr Vorschlag auch in diese Richtung?

Ja. Der Austausch von Schulklassen, auch wenn er nur von beschränkter Dauer ist, eröffnet neue Denk- und Erfahrungsmuster. Es zeigt sich ja auch, dass die Mehrsprachigkeit, die Verankerung in mehreren Kulturen, immer wieder zur schöpferischen Sprachqualität beigetragen hat. Besonders kreative Schriftsteller waren häufig in verschiedenen Sprachtraditionen verwurzelt, und gerade aus dieser Verbindung von Sprachelementen erwachsen neue schöpferische Kräfte.

Stehen solche Programme nicht im Konflikt mit einer sehr defensiven Auffassung von Sprachenfreiheit, die man ja auch als ein Recht, nur in der eigenen Muttersprache zu kommunizieren, deuten kann?

Im Bildungswesen hat der Staat auch eine Mitverantwortung dafür, dass Bedingungen geschaffen werden, in denen sich eine Persönlichkeit gut entfalten kann. Dies kann auch durch freiwillige Angebote erfolgen. Zumindest aber müssen Anstösse vermittelt werden, es müssen Chancen eröffnet werden, dass man in breiterem Ausmass fremde Sprachen lernen kann. Eine Sprache ist ja nicht nur ein Mittel, ein Instrument, sich auszudrücken, und das Recht ist nicht nur ein Instrument, Ansprüche durchzusetzen. Es geht um etwas Übergeordnetes. Eine Sprache verkörpert auch eine Lebenswelt, ein Reservoir kultureller Erfahrungen. Es ist viel wichtiger, dass wir im Bildungswesen solche neuen Selbsterfahrungsräume erschliessen, als dass wir immer mehr enzyklopädische Details aus zahlreichen Fachgebieten vermitteln.

Die Idee des ängstlichen Bewahrens muss durch neue aktive Impulse und neue «Inseln der Mehrsprachigkeit» etwa auf Universitätsstufe überwunden werden.

Noch ein letzter Fragenkomplex, der besonders im Kanton Zürich aktuell ist: Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Englisch und anderen Sprachen, also der Weltsprache und der Landessprachen. Im eben erwähnten Lüdi-Bericht sowie im Gesamtsprachenkonzept wird auch Englisch als obligatorische Fremdsprache auf allen Schulstufen verlangt, aber im Gegenzug dann Französisch, bzw. Deutsch im Sinne einer zweisprachigen Erziehung, die vorsieht, dass man beispielsweise den Geographieunterricht in einer anderen Landessprache erteilt. Wie stellen Sie sich dazu? Ist das nicht eine Überforderung?

Ich finde das an sich eine gute Lösung. Man müsste einfach dafür sorgen, dass für Schüler, die nicht über die nötige intellektuelle Ausstattung verfügen, auch einfachere Programme zur Verfügung stehen. Es gibt einen legitimen Anspruch, sich in seiner Muttersprache auszudrücken, und zwar auch im Umgang mit Behörden. Dies steht aber nicht im Widerspruch zum Postulat einer aktiven Nutzung der Chancen der Mehrsprachigkeit. Für diejenigen, die das können und wollen, sollten mehr Möglichkeiten geschaffen werden, auch sprachlich neue Erfahrungsräume zu erschliessen. Dazu gehört natürlich auch die Weltsprache Englisch, aber für mich steht in der Schweiz das Französische und das Italienische im Vordergrund, weil die Schweiz auseinander zu brechen droht, wenn wir diese Kommunikationsfähigkeit nicht aktiver pflegen. ✦

Die mehrsprachige Schweiz im Visier des Cartoonisten Nico

Der Zürcher Cartoonist Nico hat das Titelblatt-Cartoon und die Illustrationen des Dossiers (ausser Werbeplakat Winterhilfe Schweiz im Beitrag von Henri Bergmann) gestaltet. Die Illustrationen von Nico wurden Marcel Schwanders Essay «Fondue und Röschti» entnommen, der 1993 in der Schriftenreihe erschienen ist. ✦

Die Redaktion

Anna Felder,
in Lugano geboren und aufgewachsen, Promotion an der Universität Zürich mit einer Disseration über Eugenio Montale, Schriftstellerin und Kantonsschulleiterin in Aarau für italienische Sprache und Kultur, betreut im Auftrag des Kantons Aargau die soziale und kulturelle Eingliederung der Kinder ausländischer Familien. Von ihren literarischen Werken sind bisher auf deutsch erschienen: «Quasi Heimweh», Roman 1970, «Umzug durch die Katzentür» (Roman, 1975), «Die nächsten Verwandten» (Erzählungen 1993), verschiedene Hörspiele und ein Theaterstück; 1999 erscheint «Nati complici», Erzählungen.

L'ITALIANO ELVETICO?

Non è del tutto sprovveduta la domanda ricorrente di chi in una regione d'Italia – in Abruzzo, in Toscana – sentendoci parlare con naturalezza l'italiano e scoprendo la nostra nazionalità svizzera, chiede a noi Ticinesi: «Ma come, non parlate lo svizzero?» Dovremmo rispondere al nostro interlocutore, dopo avergli tenuto la lezioncina preliminare sulla coesistenza delle quattro lingue nazionali, che per certi versi sì, il nostro italiano soprattutto se «usato» dentro i confini del Paese, e dentro determinati settori, potrebbe anche dirsi un italiano «svizzero».

Basterebbe, a conferma, discutere con la persona sull'orario del bus (autobus), sul prezzo della vignetta (bollo), sulle prestazioni delle casse malati (mutua); basterebbe cioè usare i termini d'uso comune nella Svizzera italiana, imprestati da una lingua elvetica più o meno valevole per le quattro diverse culture. Basterebbe insomma servirsi, per essere creduti, di quei prestiti, quei calchi, quelle locuzioni – ma nemmeno troppo abbondanti – che stanno a dimostrare la specificità del Canton Ticino: politicamente, economicamente e amministrativamente legato alla Svizzera – con forte pressione dell'economia, della cultura e della lingua (svizzero) tedesca – eppure radicato in una sua innegabile memoria storica di comunità aperta verso l'Italia e l'Europa.

Se la situazione or ora descritta – del Ticinese in Italia interpellato sulla propria lingua – è senz'altro realistica, l'aspetto psicologico lo è molto meno: raramente infatti si darà il caso in una situazione quotidiana, del comune Ticinese ben intenzionato, anzi fiero di confermare, di proclamare in ambiente puramente italiano, le divergenze, le «impurità» della propria lingua, mostrandone le legittime, fisiologiche, vitali ragioni.

Il/la Ticinese tenterà piuttosto, con quel po' d'impaccio nel sentirsi a priori meno abile a sciorinare il proprio italiano (non il dialetto), tenterà di evitare più o meno coscientemente tutte le espressioni di probabile coloritura straniera (smascherandosi magari senza rendersene conto, nell'uso di dialettismi arcaici *«il riale, il ronco, la bandella, fare una risposta»*); attento a non tradire le probabili spie di una lingua – il suo italiano – in contatto con altre lingue: soprattutto col tedesco, beninteso non con l'inglese.

Lasciamo da parte per il momento la lingua inglese, che del resto la persona italiana masticherà con candore appena potrà, ancor più frequentemente e spropositatamente del nostro Ticinese *(il ticket, il part time, il ferry-boat, il quiz, il weekend, soft, okay okay).*

Il Ticinese si sentirà riconosciuto quando gli diranno: *«Da come parla, io La prenderei per un Italiano del nord.»* Ne andrebbe fiero e ne avrebbe tutte le sue buone ragioni: tutte più una, anzi due, forse ancora latenti: quella di saper mettere in luce la sua (bella) lingua (italiana) che in Ticino risulta adombrata, appunto, dalle interferenze con le altre lingue; e di conseguenza quella di saper in qualche modo destreggiarsi anche nelle «zone d'ombra» provocate dal tedesco e dal francese. Una fortuna da prendere, non da lasciare: bene o male, magari esiguamente, magari soltanto passivamente, il Ticinese diversamente dall'Italiano, con le altre lingue convive, e dunque le (ri)conosce.

Bene o male: qui sta il punto.

L'ombra benefica delle altre lingue

Molte difficoltà nell'atteggiamento troppo passivo, troppo poco cosciente del Ticinese si potrebbero risolvere, se egli della sua condizione non si facesse semplicemente oggetto, ma soggetto; se sapesse della convivenza trarre i vantaggi e le responsabili conseguenze, e non soltanto gli

svantaggi e i dissapori; si rendesse conto del beneficio della convivenza.

Consideriamo dapprima la situazione così com'è:

Con il francese, la lingua romanza così affine all'italiano – e al dialetto – il Ticinese di qualsiasi formazione e provenienza, convive o convivrebbe – se necessità imperasse – abbastanza bene. Lo usa anteponendolo al tedesco per prenotare la camera d'albergo a San Gallo, e almeno superficialmente lo capisce. Non si dirà mai che la sua lingua è minacciata dal francese.

Per il tedesco la risposta è meno semplice: qui si parla apertamente «pour cause» di minaccia.

C'è tra i linguisti chi analizzando la «germanizzazione» del Ticino, distingue fra minaccia «in praesentia» (presenza fisica in Ticino di parlanti di madre lingua tedesca) e minaccia «in absentia» (influsso alloglotto connesso al fatto che le maggiori imprese dipendono e sono determinate da sedi centrali ubicate oltre San Gottardo; influsso maggiore del precedente), dichiarando che *«se non vi è messa in forse della componente linguistica, è però insidiata l'identità culturale»*.

E c'è chi osserva come *«la strisciante germanizzazione evidente in certi settori d'uso dell'italiano sia da imputare a influenze esterne alla comunità, cioè alla natura di cantone minoritario all'interno della Confederazione elvetica, e non alla presenza del quasi 10 percento (ultimo censimento 1990) di germanofoni nel Ticino stesso»*.

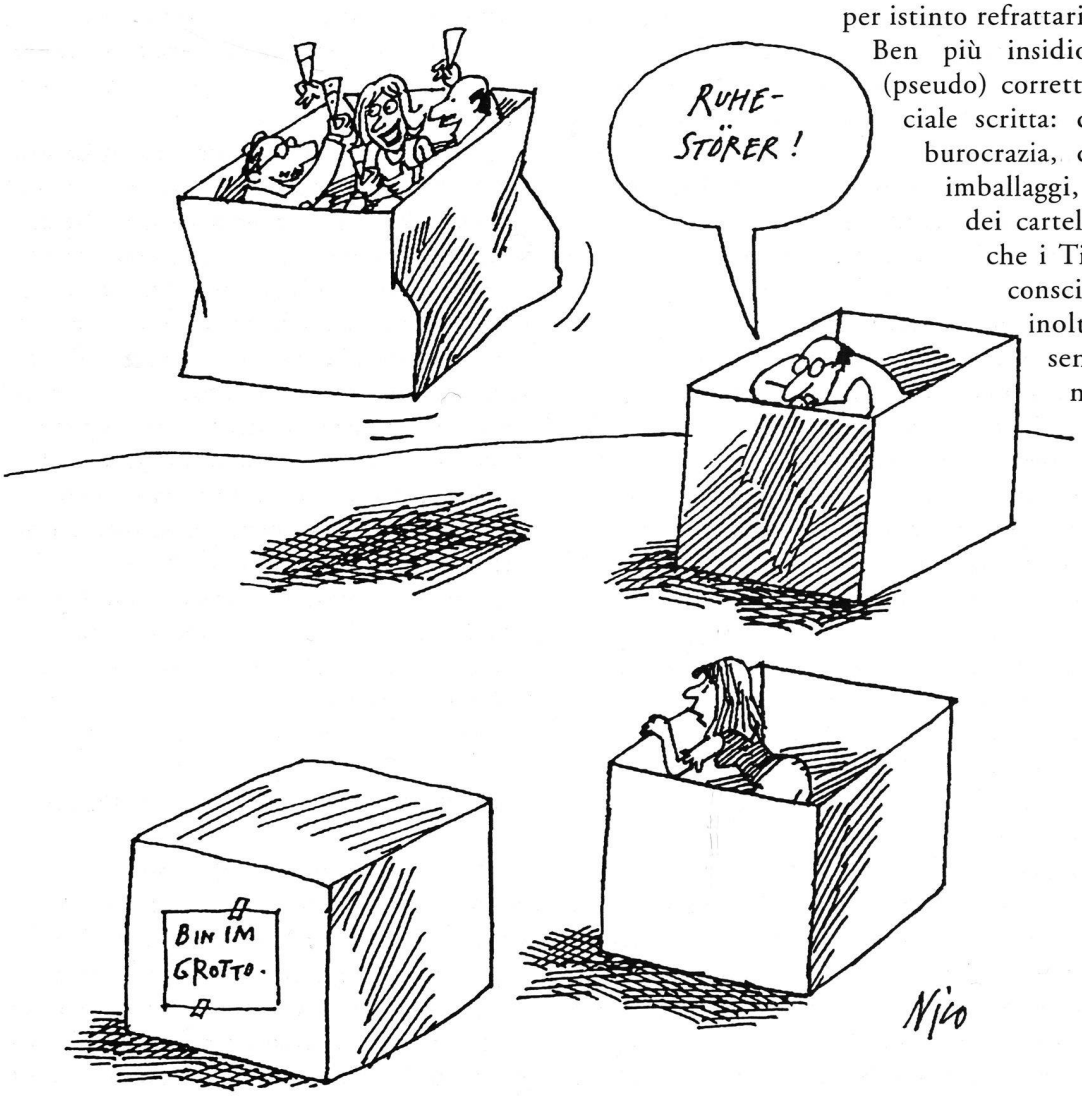
A conclusione si viene ad affermare che *«la comunità germanofona residente in Ticino, e quella del turismo di passaggio consolidano certo le tracce di germanizzazione presenti; ma non costituiscono il veicolo principale dell'ingresso di forme e strutture germanizzanti nella lingua italiana del Ticino»*.

La «parlata» di detta comunità non viene infatti assorbita nel tessuto comunicativo del Ticinese, pronto a distinguere, e anzi per istinto refrattario alle diversità.

Ben più insidiosa è la paradossale (pseudo) correttezza della lingua ufficiale scritta: dei mass-media, della burocrazia, delle inserzioni, degli imballaggi, delle scritte ufficiali, dei cartelloni pubblicitari ecc., che i Ticinesi ingeriscono inconsciamente ogni giorno inoltrandosi senza rendersene conto – qui sta il male – in quelle che dicevamo «le zone d'ombra».

Ci si sforzi invece proprio ora di prendere atto dell'ombra (termine relativo soltanto al punto cardinale in cui ci si trova); ci si sforzi di distinguerne i limiti, di capirne la fisiologia, cioè di risalire attraverso l'ombra all'«altra» lingua, per conoscerla e impararla grazie all'incontro/scontro.

Già stiamo arricchendoci: ecco che impariamo distinguendo, confrontando, mi-



surando: partendo dalla base della nostra lingua normativa (principio che andrebbe applicato sempre nell'apprendimento delle lingue straniere!).

D'altra parte, se sintomi d'inforestieramento linguistico ci sono, se si parla di pericoli per l'italianità del Ticino, occorre rivalutare su misura in Svizzera la nozione stessa di italianità. Cito nuovamente le giuste riflessioni di linguisti: *«Non si può e non si deve valutare il Ticino con categorie socio-culturali analoghe a quelle impiegate per parlare di cose italiane d'Italia. È fuori luogo pretendere che il Ticino mantenga la propria italianità più di quanto debba avere una propria 'elveticità'... Il far parte a pieno titolo della Confederazione elvetica implica scambi e incontri culturali, e quindi anche linguistici, particolari. L'importante è che lo scambio non sia solamente passivo.»*

Ci risiamo: convivere bene o male, vale a dire attivamente o passivamente. Non parlerei a tutta prima nemmeno di «salvare» l'italiano (il che gli implicherebbe subito il ruolo di vittima), quanto come si diceva, di distinguerlo, di metterlo a confronto (con il tedesco, il francese e anche con lo svizzero tedesco), metterlo a fuoco e caratterizzarlo. Sfocate a prima vista rimanendo le altre lingue ma pur sempre esistenti, coesistenti, anzi per l'italiano ticinese addirittura complementari. Non è da poco che sui parchimetri di Lugano stia scritto *«giorni feriali/werktags/jours ouvrables»:* il Ticinese in Toscana, se abituato non troppo passivamente a parcheggiare in tre lingue la sua vettura a Lugano, avrà meno difficoltà del collega toscano a capire e farsi capire a Pisa dal turista tedesco o belga, a sentirsi europeo. (Quando poi, non sottaciamolo, in Germania, si chiederà due volte se balbettare il tedesco o non forse l'inglese.)

Parlare lo Schwyzerdütsch fa male alla gola?

E nella Svizzera tedesca?

La risposta è scabrosa.

«Parlare lo Schwyzerdütsch fa male alla gola; ascoltarlo fa male alle orecchie; fa perdere l'appetito, fa venir la pelle d'oca, fa rizzare i capelli»: parole di Ticinesi. Che continuano, per la maggior parte, a ignorarlo. Se lo imparano (lo Schwyzerdütsch ma anche lo Hochdeutsch oltre l'insegnamento scolastico obbligatorio), lo fanno per motivi professionali, per un avanzamento sociale. Mancano totalmente agli occhi-orecchi dei Ticinesi, le qualità emotive ed estetiche della lingua, possedute naturalmente dall'italiano (ciò che vale anche per lo Svizzero francese). Già gli studenti ticinesi nella Svizzera tedesca valutano negativamente non solo il dialetto svizzero tedesco, ma anche il comportamento comunicativo degli svizzero tedeschi.

Gli studenti ticinesi nella Svizzera tedesca valutano negativamente non solo il dialetto svizzero tedesco, ma anche il comportamento comunicativo degli svizzero tedeschi.

Anche per i giovani intellettuali ticinesi la separazione nei confronti della Svizzera tedesca sembra aver maggior peso che non il tentativo di entrare infine in relazione con i confederati di lingua tedesca, o ancor meglio, di integrarsi nel contesto svizzero tedesco.

Forse l'USI (Università della Svizzera italiana) giovane di tre anni, con i suoi 1200 studenti, di cui 333 nuovi iscritti per l'anno accademico 1999–2000 (149 Ticinesi, *85* confederati, 60 Italiani e 39 di altri Paesi) contribuirà a promuovere nella sua nuova veste di ateneo ospitale – attivo – dominante in terra di cultura italiana, con il ruolo di trasmettere ma anche di ricevere, di impartire ma anche di ascoltare, di distinguersi senza bisogno di alzar la voce o di nascondersi, sarà capace di promuovere un più schietto, cosciente scambio di lingue e culture: ce lo auguriamo.

I confederati d'altra parte sapranno imparare a conoscere con maggior competenza anche critica la Svizzera italiana, non soltanto per i suoi valori climatici – folcloristici – culinari; bensì per quanto oltre alla lingua (lingua e dialetto anche in felice sintesi) sta alla radice della sua specifica italianità.

Ragioni analoghe, del resto, hanno portato a proporre una sessione delle Camere federali, prossimamente, sulle rive del Ceresio a Lugano invece che sulle rive dell'Aare a Berna:

«Un' azione necessaria – dice uno dei promotori – *per un Paese composto da lingue e culture diverse, nato come ‹Willensnation› e non dall'inevitabile di una storia comune... Non una visita nella Sonnenstube della nazione, ma l'opportunità per conoscere delle quattro Svizzere, quella realtà transfrontaliera che ha stabilito contatti con una delle più importanti regioni d'Europa.»*

Sappiamo come la proposta non ha raccolto solo consensi: fuori Ticino e anche nel Ticino stesso, che adducendo ragioni economiche e altre veementi ragioni emotive di cantone minoritario, protesta di non aver bisogno di *«compassione, di pagliacciate, di prostrarsi come al tempo dei balivi»* (*«Corriere del Ticino»*, 14.6.1999).

Piuttosto, si suggerisce da più parti, la comprensione reciproca tra le regioni venga incoraggiata favorendo gli scambi a livello scolastico: essi faciliterebbero nei più giovani il primo cosciente approccio allo svizzero tedesco. Iniziative, soprattutto da parte ticinese, realizzate in misura ancora troppo scarsa, inferiore in ogni caso a quelle, sempre da ottimalizzare, in atto nella Svizzera tedesca: dove oltre agli scambi fra classi di scuole diverse, si creano tavole rotonde con personalità, donne e uomini di lettere di altre culture, aperte agli studenti.

Contro l'italianità a buon mercato

Il discorso, per la Svizzera tedesca, è diverso.

La lingua italiana gode più o meno ovunque nella Svizzera tedesca, di spontanea, naturale simpatia. Se dalle indagini svolte sugli studenti ticinesi risulta che la maggior parte reputano la lingua svizzero tedesca *«dura, difficile, arrogante, aspra, fredda»* viceversa lo studente svizzero tedesco dichiara la lingua italiana *«melodiosa, bella, letteraria, scorrevole, espressiva, cordiale»*, ecc. È provato che l'atteggiamento non si limita agli studenti: esso vale senz'altro più in generale ed è persino pericoloso per i pregiudizi, i clichés che comporta.

Se lo Svizzero tedesco nella sua più facile attitudine di rappresentante di una maggioranza, ripete con piacere già le formule di saluto, le scritte, persino i gesti che incontra in ambiente italiano, se già il primissimo impatto con l'altra lingua lo soddisfa, c'è senz'altro da rallegrarsene: qualcosa è raggiunto, ma soltanto qualcosa, e a buon mercato.

L'insidia trapela anche qui, il malandare della faciloneria: di relegare la lingua (e la cultura?) italiana in un allegro passatempo, in uno spettacolo da baraccone, dal festival della canzone alla provvisorietà della vacanza, un fuoco di paglia. Tutto bello e buono per far festa; ma quando si tratta di far sul serio (sia pure opportunità, affari), allora si passa ad altro registro, altra lingua, perché no l'inglese.

L'italiano andrà riconosciuto non soltanto come materia obbligatoria; ma si farà sentire anche attraverso le lezioni di storia, di tedesco, di sociologia, anche di fisica e d'inglese: umanisticamente, in memoria della madre lingua latina.

No, continuo per partito preso a negare la competitività dell'inglese con le altre lingue. (*«L'anglais reste marginal dans les relations entre les Suisses. Le français, première langue nationale.» «Tribune de Genève»*, 12.7.1999).

L'inglese sta acquistando internazionalmente sempre più importanza nella velocissima corsa della tecnica, delle scienze, del profitto: ma proprio per stare al passo coi tempi, questo linguaggio particolare (della comunicazione spiccia) si dirigerà con sempre maggior risolutezza su determinati binari rigidi, tracciati a senso unico, validi oggi e non più domani, schizzati in grafici, segmenti, formule, abbreviazioni «usa e getta»: senza interferire nell'antico solco delle nostre lingue (e dell'altro inglese stesso), in quell'inestinguibile eredità non solo linguistica cui ogni giorno attingiamo spiritualmente, sentimentalmente, eticamente. Non perché l'inglese è mondialmente importante, le altre lingue hanno qualcosa da perdere, anzi. Tanto più peso e influenza dovranno acquistare le altre lingue, anche a livello d'insegnamento. L'italiano per esempio andrà riconosciuto non soltanto come materia obbligatoria; ma si farà sentire anche attraverso le lezioni di storia, di tedesco (lingua madre), di sociologia, anche di fisica e d'inglese: umanisticamente, in memoria della madre lingua latina.

Con simile coscienza e responsabilità vengono prescritti gli obiettivi dell'insegnamento dell'italiano in un liceo della Svizzera tedesca (1998):

«Sich der strukturellen und semantischen Unterschiede zwischen der italienischen, der deutschen und der französischen Sprache bewusst werden.

Sich mit Freude und Interesse der italienischen Kultur (Literatur, Kunst, Musik, Politik, Landeskunde u.a.) zuwenden.

Einsicht haben in die Aspekte der literarischen, geschichtlichen und kulturellen Entwicklung Italiens und der Südschweiz.

Eine Vorstellung von der faszinierenden Vielfalt der achthundertjährigen italienischen Literaturgeschichte vermitteln, ausgewählte Texte lesen und besprechen.

Die Einblicke in die italienische Kultur vertiefen und versuchen, ein nachhaltiges

Interesse daran zu wecken. (Querverbindungen: Deutsch, Geographie, Geschichte, Musik, Zeichnen, Wirtschafswissenschaften).»

Dall'ombra alla solarità

In questo senso diventa sempre più giusto ora discernere dall'ombra proprio la solarità della lingua: risalendo alle sue più antiche radici che sanno ancora richiamare da tutte le parti del mondo tanti cultori e tanti discepoli. All'Università di Zurigo è in corso nell'arco di più anni, una «Lectura Dantis» aperta a tutti, di settimana in settimana durante i semestri un Canto dopo l'altro dei cento della «Divina Commedia».

Esemplare raduno di spiriti attorno all'opera di un singolo uomo, Dante Alighieri, che per aver condensato nel suo poema scritto settecento anni fa in italiano – fiorentino – gli estremi della nostra esistenza, l'infimo con il sublime, con l'ineffabile, anche linguisticamente, rappresenta lui solo ancor oggi, uomo e poeta, la lingua italiana.

Come altrimenti commentare, infine, la citazione latina (!) che il presidente della Repubblica di Finlandia e attualmente dell'Unione Europea, *Ahtisaari,* rivolse all'inviato italiano del *«Corriere della Sera»,* (21.7.1999) ansioso di conoscere le sue efficaci mosse strategiche nei rispetti di *Milosevic: «Gutta cavat lapidem»* (la goccia scava la pietra), pronunciò in latino il Finlandese pensando al cranio roccioso del Serbo.

Chiuse l'intervista con un *«Cives finnici sumus, semper ad maiora».*

CIVES HELVETICI SUMUS.

Die deutsche, französische und rätoromanische Sprache widerspiegelt in hohem Masse das Erbgut der italienischen Kultur. Musik, Handel, Naturwissenschaften haben mit ihren Inhalten und ihrer Begrifflichkeit unauslöschliche Spuren hinterlassen. Die stete Auseinandersetzung mit den Schweizer Landessprachen beschere der Südschweiz sowohl eine eigene «Italianità» und wie auch eine ganz spezifische «Elveticità», meint Anna Felder. Zu letzterer gehört auch, dass die Tessiner (gemeinsam mit den Rätoromanen) von allen Schweizern über die höchste Sprachkompetenz in den jeweils anderen Landessprachen verfügen. Die Pflege des Austauschs mit den anderen Landesteilen wird deshalb eine wichtige Aufgabe der neu gegründeten Università della Svizzera italiana sein. Aber auch ausserhalb des institutionellen Rahmens möchten die Tessiner Unterstützung erfahren; denn Sprachbarrieren gibt es genug. Den Westschweizern ähnlich empfinden sie vor allem im Umgang mit der Deutschschweiz die Mundart als die grösste Klippe. ✦

Selbst nach 20 und mehr Jahren beherrschen nur wenige Erwachsene eine Zweitsprache so perfekt und akzentfrei wie ein Kind im Vorschulalter, das sich jede beliebige Sprache innerhalb von sechs bis zwölf Monaten aneignen kann.

aus: Remo H. Largo, Kinderjahre. Die Individualität des Kindes als erzieherische Herausforderung, Piper, München 1999.

Anna Lietti,
licenciée ès lettres, rédactrice au quotidien romand «Le Temps». Elle a écrit de nombreux articles sur l'apprentissage des langues en Suisse. En 1994, elle a publié «Pour une éducation bilingue» aux Editions Payot à Lausanne.

Savoir les langues, ça paye

Les collectivités publiques en Suisse dépensent par an deux millards de francs pour l'enseignement des langues nationales, mais aussi de l'anglais et de l'espagnol. Pourtant, depuis des décennies les résultats sont plutôt médiocres. Une recherche publiée en 1997 a par exemple clairement montré que la plupart des locuteurs ne sont pas capables de comprendre une émission à la télévision. La difficulté de parler correctement une deuxième langue nationale fait toujours obstacle dans la recherche d'un travail dans d'autres régions linguistiques. Le Canton de Zurich veut en finir avec cette situation peu satisfaisante en rendant l'anglais obligatoire dans ses écoles – aux dépens du français et de l'italien. Un groupe d'experts, mis sur pied par la conférence des directeurs des départements de l'instruction publique et dirigé par le linguiste bâlois Georges Lüdi, cherche un compromis: L'enseignement de l'anglais doit être obligatoire, en ce qui concerne les langues nationales, elles doivent être apprises le plutôt possible. Le groupe d'experts propose notamment «l'immersion» comme nouvelle méthode d'enseignement: à l'école, toutes les branches seraient enseignées dans une, voire deux autres langues nationales. Toutes ses innovations se retrouvent maintenant dans le nouveau «concept général pour l'enseignement des langues» présenté par ladite conférence. Pour faire le point sur la situation, Michael Wirth a rencontré Anna Lietti, rédactrice au quotidien romand «Le Temps». Anna Lietti qui a écrit de nombreux articles sur la question ainsi qu'un livre «Pour une éducation bilingue» (Payot, Lausanne 1994), suit la discussion publique et politique depuis dix ans.

Michael Wirth: Vous êtes l'une des rares journalistes en Suisse qui s'engage avec régularité et passion pour une éducation bi- voire multilingue dans les écoles suisses. Comment s'explique votre militantisme plurilingue?

Anna Lietti: Je travaille effectivement régulièrement sur ce sujet, mais je ne suis tout de même pas la seule et encore moins la première. Pensez à *Marcel Schwander* ou José Ribeaud, qui ont énormément contribué au débat linguistique dans ce pays. – En ce qui concerne mes mobiles personnels, je dirai que j'ai été animée au départ par un sentiment de frustration. Je suis née en Italie de parents italiens, mais j'y ai suivi le *Kindergarten* à l'école allemande. Si bien qu'en arrivant en Suisse romande, à 7 ans, j'étais bilingue italien/allemand. C'est pourtant ici, dans ce pays plurilingue, que j'ai perdu l'allemand. Je l'avais oublié lorsque je l'ai retrouvé au programme de l'école: j'avais 12 ans. Je ne l'ai jamais réappris. Cette langue d'enfance était devenue une branche scolaire, et huit ans de leçons de grammaire n'ont pas réussi à me la restituer. En somme, j'ai expérimenté, in vivo, une sorte de test comparatif de didactique des langues: Le verdict est accablant pour l'enseignement tel qu'il est pratiqué ici.

A la différence du citoyen d'un pays monolingue, chaque Suisse sent qu'il porte en lui les influences d'une autre culture. C'est une richesse énorme. Or, l'apprentissage des langues à l'école ne profite absolument pas de cette situation, ne présente pas cette immédiateté dans l'utilisation d'une deuxième langue et ressemble à celui pratiqué dans les pays monolingues les plus rétrogrades.

Au niveau des montants que les collectivités publiques dépensent par an et par élève pour l'enseignement des langues en Suisse, les écoles alémaniques ne semblent plus accorder la priorité aux langues nationales...

Les chiffres prouvent qu'en Suisse allemande on dépense bien moins pour le français qu'en Suisse romande pour l'allemand. Une étude menée dans le cadre du «Programme national de recherche» (PNR) 33 sur l'efficacité des nos systèmes d'enseignement et dirigée par *François Grin* et

Le petit tiers de Suisses qui peut travailler sans problèmes dans une autre langue gagne nettement mieux sa vie que les autres, de niveau comparable.

Claudio Sfreddo du Département d'économie publique de l'Université de Genève donne le détail: Sur 1592 francs dépensés en Suisse allemande par année et par élève pour ce qu'on appelle les «langues 2», 778 vont au français, 696 à l'anglais, 88 à l'italien, 22 à l'espagnol et 8 au romanche. En Suisse romande, sur 1463 francs, 905 vont à l'allemand, 465 à l'anglais, 90 à l'italien, 3 à l'espagnol et rien au romanche. La Suisse italienne est celle qui dépense, au total, le plus pour les langues: 1713 francs, alors que Romands et Alémaniques se rejoignent dans le peu de cas qu'ils font de l'italien.

En réalité, l'enseignement le plus efficace n'est pas celui qui coûte le plus cher. Mais vue la situation actuelle, ces chiffres révèlent des choix politiques.

Première langue nationale en Suisse: le français

On sait que dans les entreprises qui ont des succursales dans les diverses régions lingustiques les cadres romands et tessinois parlent souvent l'anglais avec leur collègues suisses alémaniques. Est-ce que le français et l'allemand ne seront pas bientôt remplacés par l'anglais ce qui donnerait effectivement raison aux Zurichois?

Il n'est pas question de minimiser l'importance de l'anglais dans la vie professionnelle. Mais il y a des idées reçues qui circulent et qui sont fausses: Les langues nationales restent, sur le lieux de travail plus utilisées que l'anglais. C'est l'analyse du récensement fédéral de 1990 qui le montre. Une étude qui détruit bien des clichés. Par exemple, celui du français réservé à une élite: En réalité, c'est dans la catégorie professionnelle «manuels non qualifiés» qu'il est le plus utile. De manière générale, le français reste la première langue nationale utilisée au travail: Six fois sur dix, les Romands s'adressent en français aux Alémaniques et ces derniers leur répondent en français dans une proportion presque égale (55,8 %). Mais l'observation la plus importante, c'est que l'anglais et les langues nationales ne sont pas, au travail, en situation de concurrence, mais de complémentarité: Leur emploi varie selon les secteurs.

Savoir les langues, ça paie?

Savoir les langues est un atout décisif sur le marché du travail: Le petit tiers de Suisses qui peut travailler sans problèmes dans une autre langue gagne nettement mieux sa vie que les autres, de niveau comparable. Du point de vue de la société, le taux de rendement de l'enseignement des langues dépasse de plus du double le rendement moyen de la scolarité, toutes branches confondues. Il n'est pas étonnant si *François Grin* conclut: *«S'il faut investir dans une formation, autant le faire dans celle-là.»* Celui qui travaille dans une autre langue peut trouver plus rapidement un nouvel emploi en cas de chômage, j'en suis certaine, même si les chiffres statistiques manquent encore à ce propos.

Apprendre une langue le plus tôt possible

Longtemps, le débat publique et politique était dominé par la question quand un enfant doit-il commencer à apprendre une deuxième langue. Aujourd'hui, plus personne ne croit sérieusement, comme encore dans les années soixante, qu'une deuxième langue apprise très tôt pourrait perturber un enfant.

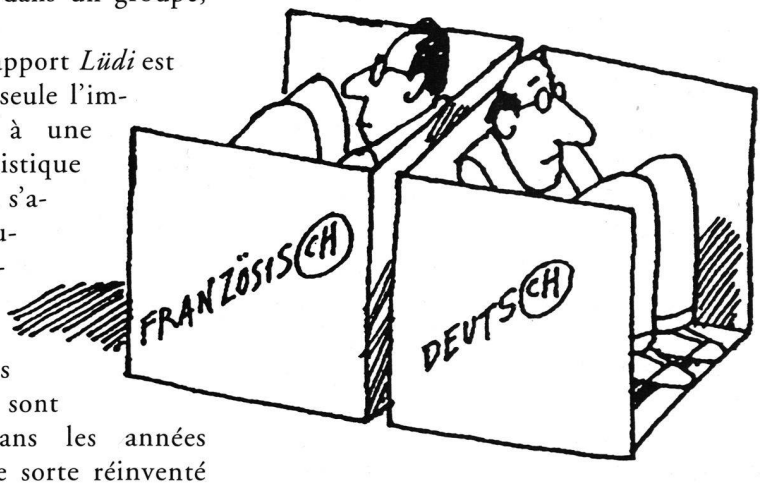
Au début des années 80, on parlait, dans le Canton de Zurich, de *«Frühfranzösisch»* pour un apprentissage commençant à 10 ans. Ça m'avait frappé parce que 10 ans, c'est très tard! Aujourd'hui, tout le monde admet qu'il faudrait, idéalement, commencer à 3–4 ans. Du point de vue théorique, il n'y a plus de controverse là-dessus. Mais dans la pratique, les choses bougent plus lentement.

En 1997, le Canton de Zurich a versé de l'huile sur le feu en exigeant que l'anglais soit priviligé comme première langue à l'école, vu l'importance accrue de l'anglais à une époque de globalisation économique. Depuis, le linguiste bâlois Georges Lüdi a cherché à calmer les esprits. Dans son rapport, Lüdi soutient non seulement la nécessité de rendre l'anglais obligatoire, mais il exige également que les élèves apprennent une langue nationale le plus tôt possible, dans les classes maternelles déjà, par voie d'immersion. Comment jugez-vous cette proposition de compromis?

Je pense que *Georges Lüdi* a raison d'accorder à l'anglais la place importante qui lui revient aujourd'hui. Ce qui est essentiel dans ce rapport, c'est qu'il ne réfléchit plus en termes d'alternative français *ou* anglais. Il dit: le français *et* l'anglais. De nos jours, l'école publique manque à sa tâche si elle

fixe comme objectif de faire apprendre aux élèves une langue seulement. *Lüdi* nous rappelle ainsi que le bilinguisme, voire le trilinguisme, appartient quasiment au patrimoine de l'humanité. Les Romains engageaient des précepteurs grecs qui apprenaient à leurs enfants toutes les matières en grec alors que le latin revêtait la fonction que l'anglais occupe aujourd'hui. Les poètes de la Renaissance changeaient de langue comme d'habit, en fonction du genre littéraire qu'ils adoptaient. Parler plusieurs langues semble avoir été de tous temps quelque chose de naturel. Il me semble que cette tradition s'est perdue, au moins dans le monde occidental, depuis que l'école considère les langues étrangères comme une matière, comme les maths, l'histoire ou la biologie, détachée complètement de la fonction usuelle de toute langue qui est de se rapprocher de l'autre, de véhiculer des informations, d'aider celui qui la parle à s'intégrer dans un groupe, dans une ethnie.

L'autre point fort du rapport *Lüdi* est qu'il dit clairement que seule l'immersion peut aboutir à une bonne compétence linguistique à la fin de la scolarité. Il s'agit là d'une stratégie séculaire (voyez les précepteurs grecs), qui consiste à dispenser les leçons de géographie ou de maths dans la langue visée. Ce sont les Canadiens qui, dans les années soixante, ont en quelque sorte réinventé l'immersion.



Changement radical

Jusqu'à présent, personne en Suisse ne s'est opposé au système d'immersion ...

Le système a prouvé son efficacité, études scientifique à l'appui. Les dernières évaluations faites en Alsace montrent que les élèves des classes bilingues, comparés a ceux des classes monolingues, ont le même niveau en langue maternelle et dans les autres branches, lesquelles ne pâtissent pas de l'enseignement bilingue. Mais en plus ils ont une deuxième langue et, surprise, ils sont meilleurs en maths! Comment voulez-vous, dans ces conditions, être contre l'immersion? Tout le monde y est donc théoriquement favorable. Le problème est que sa mise en place suppose un gros bouleversement: Pour enseigner des maths en français à Zurich, il faut des profs de maths francophones. En attendant d'avoir des profs bilingues, cela ne peut se faire sans un système d'échanges massif. Les enseignants savent que la situation actuelle est insatisfaisante, mais en même temps, ce sont eux qui résistent le plus au changement: ils ont peur de perdre des heures ou de devoir déménager.

Est-ce qu'il n'est pas à craindre que nombreux soient les enfants qui se sentent dépassés par cette nouvelle exigence qui est d'apprendre une matière comme les maths dans une autre langue? C'est une critique qu'on entend souvent en Allemagne où depuis quelques années les premiers pas vers l'immersion sont en train de se faire.

Commencer le français avec un cours de math à 10 ans ou avec des chansons et des jeux à 5 ans, tout le monde peut comprendre que c'est très différent. L'immersion précoce ne demande aucun travail: l'enfant absorbe la langue exactement comme il a absorbé sa langue maternelle. Il est à un âge ou son oreille est encore très plastique, où il joue à imiter la musique des phrases, il n'a pas cette gêne qu'on observe plus tard. L'immersion tardive se pratique avec succès, je l'ai vu dans les lycées bilingues hongrois, par exemple. Mais elle demande un gros travail de préparation au départ et un important investissement de l'élève.

Parents désespérés

Même si l'on discute trop en Suisse, il y a tout de même des élèves ces dernières années qui ont pu faire la connaissance de l'immersion.

Lüdi nous rappelle ainsi que le bilinguisme voire le trilinguisme, appartient quasiment au patrimoine de l'humanité.

Il est vrai que les choses ont bougé depuis quelques années. Voyez Bienne, où un gymnase qui a abrité durant 42 ans sous le même toit deux communautés scolaires, une francophone et une germanophone, a enfin mis en place, il y deux ans, des classes bilingues. C'est tout un symbole! En ce qui concerne l'école maternelle et primaire, le Valais est certainement le canton le plus avancé: Il a introduit des classes bilingues dans plusieures villes. Fribourg suit la même voie. Pour l'immersion tardive, il y a aujourd'hui, dans toute la Suisse, des tentatives isolées très dynamiques. Le plus réjouissant, c'est de constater qu'elles sont souvent le fait de profs de langues qui, au bout de 25 ans d'enseignement, constatent le désastre et décident d'essayer autre chose: C'est le cas de ce prof de gymnase de Speicher (AR) qui s'est mis à enseigner l'histoire en français: les experts du «Programme national de recherche» sur l'efficacité de l'enseignement (PNR) 33 ont mesuré les résultats, qui sont excellents. Il y a donc aussi des profs qui osent tout bouleverser. Mais la constatation la plus importante, c'est qu'en matière d'enseignement bilingue, la demande dépasse largement l'offre. En Valais, les candidats aux rares classes bilingues sont si nombreux qu'il faut tirer au sort, ce qui donne des situations dramatiques et des parents désespérés. Cela prouve que contrairement à ce que l'on pourrait croire, les Suisses veulent apprendre les langues nationales, ils ont une réelle motivation pour cela. Il suffit de leur proposer un enseignement efficace: Ils accourent. C'est l'école qui est encore trop lente à répondre à leurs attentes.

Les Suisses veulent apprendre les langues nationales, c'est l'école qui est encore trop lente à répondre à leurs attentes.

Obwohl sich die Kantone jedes Jahr den Fremdsprachenunterricht an ihren Schulen rund 2 Mia. Franken kosten lassen, ist die Sprachkompetenz der meisten Schweizerinnen und Schweizer in den jeweils anderen Landessprachen erschreckend schwach. Auf der Suche nach einer Lösung hat der Kanton Zürich vor zwei Jahren einen sehr umstrittenen Vorschlag gemacht. Als erste zu lernende Sprache wollen die Zürcher dem Englischen den Vorzug geben, obwohl Studien zeigen, dass in der Kommunikation zwischen den Landesteilen Französisch klar dominiert. In diesem Gespräch kommentiert die Journalistin Anna Lietti, die in der Westschweiz seit 10 Jahren mit klugen Artikeln und einem Buch zum Sprachenerwerb von sich reden macht, die Situation. Im Sinne des Rapports Lüdi, einer von der Konferenz der Kantonalen Erziehungsdirektoren in Auftrag gegebenen Analyse der aktuellen Situation und des nun vorliegenden «Gesamtsprachenkonzepts» der Erziehungsdirektoren fordert Anna Lietti, dass das Erlernen von einer oder gar zwei Landessprachen bereits im Kindergarten beginnt. Und zwar nach dem Immersionssystem, mit dem im zweisprachigen Kanada grosse Erfolge erreicht wurden. Immersion sieht vor, dass vom Kindergartenalter an die Kinder Sprachen im täglichen Miteinander mit zweisprachigen Lehrern lernen. In der Grund-, Mittel- und Kantonsschule werden dann einzelne Fächer, Mathematik, Geschichte, Biologie usw. in der Zielsprache unterrichtet. Eine radikale Änderung der Lehrerausbildung und des Selbstverständnisses der Pädagogen ist allerdings die Voraussetzung. Die Einführung der Immersion würde etwa 15–20 Jahre in Anspruch nehmen. ✦

Henri Bergmann, *1939 in Grenchen geboren, zweisprachig aufgewachsen: französisch/deutsch. Handels-, Sprach- und Dolmetscherschulen in Basel. Auslandaufenthalte: Paris Sorbonne (Dipl. Problèmes économiques et sociaux, Littérature); Oxford; Certificate of Application British-Swiss Chamber of Commerce; berufsbegleitende Kurse bei Max Bieber, Bern, eidg. Fachausweis Werbeassistent. Berufliche Praxis in Journalismus, Übersetzung, Werbung. Werbeleiter und PR-Verantwortlicher in der Industrie. Gründung der Sprachschule Bergmann Team AG in Biel. Seit 1983 «Einsiedler», unabhängiger Übertexter und Übersetzer. Publizistische Tätigkeit: Fachartikel, Seminare und Vorträge.*

Im Niemandsland der Sprachen

Pragmatisch und virtuos zugleich: Adaptation von Werbetexten in der Schweiz

Da in der Schweiz der weitaus grösste Anteil der Werbeproduktion aus dem sogenannten goldenen Dreieck – also aus der Deutschschweiz – stammt, sind es vorab die sprachlichen Minderheiten des Landes, die mit Adaptationen konfrontiert werden – rein zahlenmässig betrachtet in erster Linie die Romands, über deren Auseinandersetzung mit Werbetexten eine ausführlichere Dokumentation vorliegt als bei den anderen linguistischen Minoritäten.

Am 8. Juni 1995 ging in Lausanne zum vorläufig letzten Mal ein Spektakel über die Bühne, dessen jährliche Wiederkehr anderthalb Jahrzehnte lang der Westschweiz als Katharsis gedient hatte: le «Bec d'Or». Eine Jury der «Association suisse des journalistes de langue française» hatte sich fünfzehn Jahre lang die Mühe gemacht, die Medien der Romandie zu durchforsten, die am besten geratenen Werbetexte auszuzeichnen und die besonders misslungenen mit einer «Perle» zu ahnden[1]. Zwei Beispiele sollen die Bandbreite veranschaulichen zwischen dem, was dabei lobenswert erschien, und jenem, was Kritik auslöste.

Zuerst eine positiv gewertete Kostprobe. Die SBB hatten einer Werbung folgendes Motto vorangestellt:

«Weniger Stossverkehr und mehr Zugsverkehr!»

Kein Zweifel, dass eine simple Übersetzung mit «trafic aux heures de pointe» und «circulation des trains» oder «trafic ferroviaire» auf ein Stumpengeleise geführt hätte. Aus der Feder eines professionellen Übertexters wie *Julien Perrier* aus Chardonne floss jedoch folgende Adaptation:

«L'ivresse des voyages sans le goût du bouchon!»

Die französische Fassung muss man sich auf der Zunge zergehen lassen: Mit dem Attribut *«... des voyages»* wird *«ivresse»* (Rausch) zur *«Reiselust»*, evoziert aber ebenso den Alkoholmissbrauch. *«Le bouchon»* ist die übliche Bezeichnung für einen (Verkehrs-)Stau. *«Il a le goût du bouchon»*, sagt man andererseits auf französisch, wenn der Wein nach Korken schmeckt, und das ist dessen Genuss etwa gleich abträglich wie die Verkehrsstockung dem Reisevergnügen. Die französische Textfassung leistete gegenüber der deutschen sogar noch etwas Zusätzliches: Sie warnte indirekt vor Alkohol am Steuer.

An negativen Beispielen für schlecht geratene Adaptationen mangelte es leider nie, weshalb die «Perlen»-Sammlung des «Bec d'Or» im Laufe der Jahre beachtliche Ausmasse angenommen hat. Ausser dem «français fédéral» wurden insbesondere immer wieder die zahlreichen Anglizismen gerügt, die im Deutschen offenbar besser toleriert werden. Als abschreckende Beispiele genügen manchmal schon die Namen der Produkte:

«Postcard Visa»
«Rail Pass»
oder
«Nescafé Red Cup Classic Limited Edition by Wild Duck»

Dabei handelt es sich zuweilen um Wortschöpfungen, die Nicht-Anglophone offenbar als einzige für gelungen halten, wie das Beispiel der

«Tax Card»

zeigt. Englischsprechende denken nämlich, es handle sich dabei um ein zum Fiskalwesen gehörendes Dokument[2].

Zwischen Resignation und Provokation?

Die Geschichte um den «Bec d'Or» ist für die Situation der Werbung in der

1 «Le bec» bedeutet «Schnabel», auch im Sinne von «Mundwerk», in der Westschweiz auch «Küsschen» und endlich «Spitze einer Schreibfeder»; «d'or» heisst «golden». Im Französischen ist «une perle» auch eine «Stilblüte».

2 Erich Brandenberger, Zollikon, an einem Textertalk des Schweizerischen Texterverbandes 1995.

West- und Südschweiz symptomatisch. Der Verzicht auf die Weiterführung des «Bec d'Or»-Anlasses, dessen Spiritus Rector *Jean-Marie Vodoz* gewesen war, ehemaliger Chefredaktor von *«24 heures»*, ist unter anderem auch ein Zeichen dafür, dass es angesichts der Flut an schlechten Adaptationen eines ungeheuren Energieaufwandes bedarf, um den Kampf gegen die Sprachverhunzung oder das Überranntwerden durch fremdsprachige Werbung weiterzuführen. Ein Aufwand, der bald einmal die Kraft eines einzelnen oder einer kleinen Gruppe übersteigt. Dabei wäre eine Thematisierung der Problematik um die Übersetzung und Adaptation von Werbetexten für die sprachlichen Minderheiten unseres Landes dringend notwendig. Im Tessiner Fernsehen gab es eine Zeit lang eine Sendung «Chi spotte la nostra lingua?»[3], in welcher die ins Italienische übertragenen Fernsehspots zur Diskussion standen; sie wird nicht mehr ausgestrahlt. Die Lia Rumantscha hat in Chur sogar ein eigenes Übersetzungsbüro eingerichtet, das bei Umsetzungen ins Rätoromanische behilflich sein kann.

Noch im Frühjahr 1987 hatten einige unentwegte Romands auf eigene Kosten ein ganzseitiges Inserat in grösseren Deutschschweizer Tageszeitungen erscheinen lassen, um ihrem Überdruss in provokativer Weise Luft zu verschaffen. Das als Blickfang dienende Bild zeigte eine Cancan-Tänzerin in Lederhosen, und die Headline konstatierte: *«Die Welschen haben die krachlederne Werbung satt.»* Weiter hiess es da: *«Die beste Werbung wirkt so grotesk wie eine Cancan-Tänzerin in Lederhosen, wenn sie schlecht übersetzt ist. Und davon haben die Welschen langsam die Nase voll. Sie fühlen sich für dumm verkauft (...), weil allzuviele Werber ihre Texte von irgendwem irgendwie übersetzen lassen. Und das tönt dann entsprechend: ‹Um dass sie gut verstehe, dass die Welsche wegwerfen die schlechte uebersetzte Werbung und die Produkte, die sie verkaufen soll, wir sagen Ihnen das mit der Art von Ineleganz, die wir so oft in schlechten übersetzten deutschen Texten denunzieren›. (...)»*[4]

Die wenigen besonders talentierten Adaptateure sind hoffnungslos ausgebucht, massiv teurer als die Mengenproduzenten, und ihre Kompromisslosigkeit (sie haben einen guten Namen zu verlieren!) wird von den Auftraggebern oft als Arroganz interpretiert. Bei den übrigen zeigt sich eine gewisse Resignation, sowohl bei sonst eher puristischen Sprachmittlern als auch beim Zielpublikum selbst. Wer aus der Deutschschweiz stammende Texte zu adaptieren hat, wird es eines Tages müde, sich von Leuten mit drei Jahren Schulfranzösisch ins Handwerk pfuschen zu lassen. Die Entmutigung geht leider manchmal schon so weit, dass unzulängliche oder gar falsche Übersetzungen bereits als «Normalität» empfunden werden.

Die Lia Rumantscha hat in Chur ein eigenes Übersetzungsbüro eingerichtet, das bei Umsetzungen ins Rätoromanische behilflich sein kann.

«Aktion: 14 Tage lang 10 verschiedene Sorten zum gleichen Preis!»

Wenn in den West- und Südschweizer Filialen einer Ladenkette eine *«action»* bzw. *«azione»* angekündigt wird (wo es eigentlich «promotion» oder *«offerta promozionale»* heissen müsste), kommt hier längst niemand mehr auf die Idee, der Betrieb sei jetzt auch im Börsengeschäft tätig.

Wohl wissend, dass die *«quinze jours»* oder *«quindici giorni»*, welche den ausgangssprachlichen *«vierzehn Tagen»* entsprechen, zu endlosen Diskussionen führen, wird man halt von *«deux semaines»* oder *«due settimane»* sprechen. Ebenso werden die *«dix variétés»* auf Argwohn stossen, weil «verschiedene» nicht eigens übersetzt wurde. Also den Pleonasmus – denn *«variétés»* sind per definitionem schon verschieden – nachvollziehen? Es entsteht dann etwas in der Art von: *«Action: pendant deux semaines, 10 sortes différentes au même prix!»* Besser wäre allemal: *«En promotion pendant 15 jours: 10 variétés au même prix!»* Aber selbst *«variétés»* getraut sich nicht mehr zu schreiben, wer einem Auftraggeber kürzlich während eines halbstündigen Telefongesprächs erklären musste, seine Ankündigung als *«conférencier»*[5] beim Chefeinkäufer-Kongress bedeute im Französischen nicht, dass er *«sich auf der Bühne als Possenreisser produzieren müsse»*.

Je «genauer» die Übersetzung, desto schlechter die Adaptation

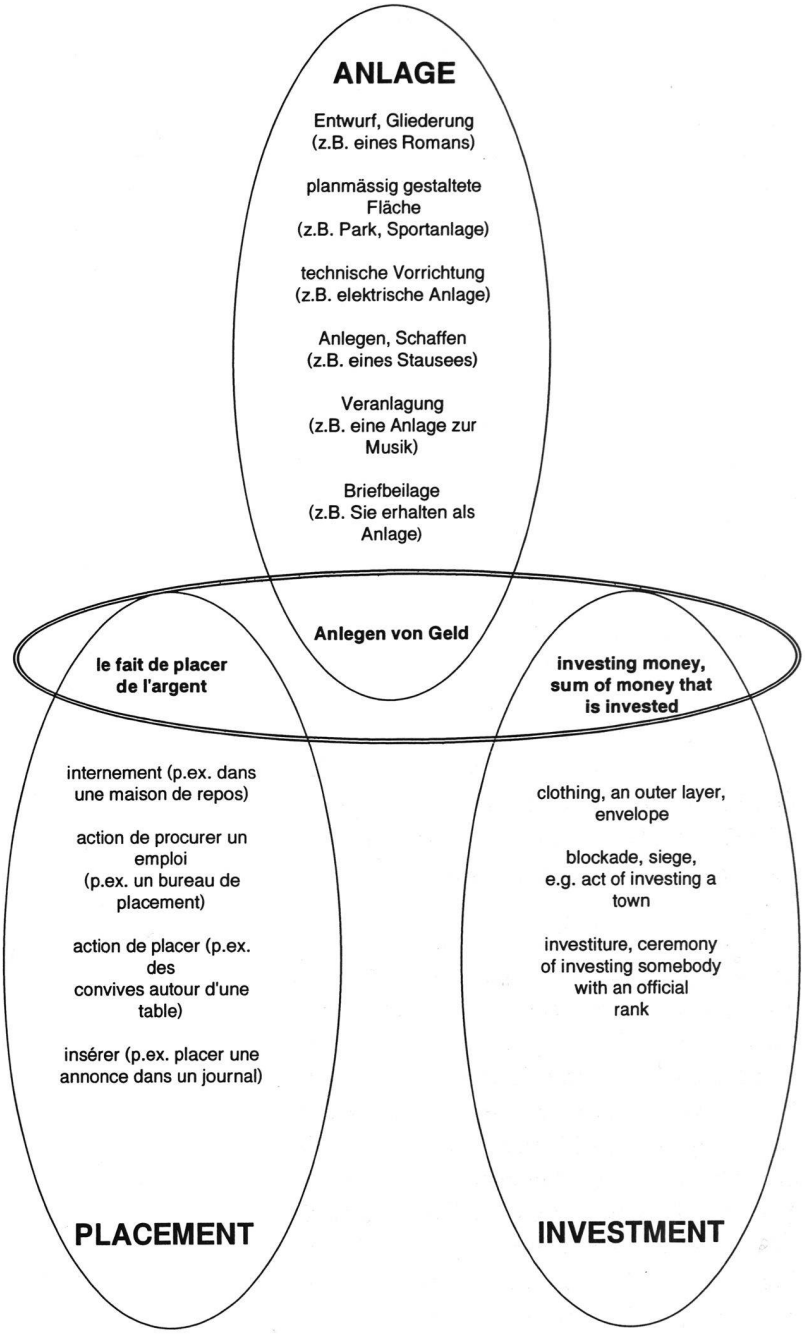
Es versteht sich von selbst, dass wörtliche Übersetzung nicht einmal auf reine Sachtexte, z.B. Gebrauchsanweisungen, anwendbar ist, denn auch diese müssen sich

3 Wortspiel mit «spot» (TV-Spot) und «fottere» = auf den Arm nehmen. Also etwa: «Wer verspottet unsere Sprache?».

4 Konzeption von Francfort Kommunikation, Lausanne.

5 Conférencier = Redner, Referent.

so lesen, als seien sie von Anfang an in der Zielsprache verfasst worden. Abgesehen von der Tatsache, dass bei Werbetexten der Anteil an Gefühlsappellen und kulturell relevanten Aussagen in der Regel recht gross ist und deren einfache Übersetzung häufig kurios wirken würde[6], führt oftmals die anders gelagerte Polysemie (Mehrdeutigkeit, Vieldeutigkeit der Wörter) in den verschiedenen Sprachen zu Missverständnissen (siehe hierzu die Grafik «Anlage – placement – investment»).



Die Mehrdeutigkeit der Wörter

Wenn fundamentale Unterschiede zwischen den verschiedenen Sprachen übersehen werden, hat das Ergebnis allenfalls noch Unterhaltungswert, wie die nachstehenden Fundstücke beweisen:

1. Beispiel
Deutsch (Ausgangstext)
«Mit dieser Zahnbürste werden auch die hintersten Zähne erreicht.»
Französisch (Übersetzung)
«Avec cette brosse à dents, même vos dernières dents seront atteintes.»
Deutsch (Rückübersetzung)
«Mit dieser Zahnbürste werden selbst Ihre letzten (verbleibenden) Zähne beschädigt werden.»
Neben *«erreichen»* bedeutet das Verb *«atteindre»*, besonders das Vergangenheitspartizip ohne Ergänzung, auch *«beschädigt, befallen, angegriffen»*.

2. Beispiel
Deutsch (Ausgangstext)
«Der Clou» (Schlagzeile auf einem Plakat der Automobilwerbung).
Französisch (Übersetzung)
«Le clou».
Deutsch (Rückübersetzung)
«Klapperkiste».
«Le clou d'un spectacle» wäre im Sinne eines Höhepunktes durchaus möglich gewesen. Aber in einer Werbung für Automobile gilt es, dieses Wort unbedingt zu meiden. Auch die übrigen Bedeutungen wecken zudem negative Assoziationen: *«Furunkel, Nagel».*

3. Beispiel
Deutsch (Ausgangstext)
«Ein Riesenspass für Ihre Parties!» (Die Rede ist von einer Siphonflasche in Form eines Feuerlöschers.)
Französisch (Übersetzung)
«Pour le plus grand plaisir de vos parties!»
Deutsch (Rückübersetzung)
«Zum grössten Vergnügen Ihrer Geschlechtsteile!» (Das Wort «party» mit Ypsilon gibt es im Französischen nicht, und das Wort «partie» bzw. «parties» bedeutet nun mal etwas ganz anderes!)

6 Z.B. die Übersetzung von «question tags» aus dem Englischen: «This sentence is difficult, isn't it?» = «Dieser Satz ist schwer, ist er's nicht?».

Texten, Übersetzen und Adaptieren: nicht ohne Bild

In welch hohem Masse das Bild zum Text die Adaption beeinflusst, ja entscheidend bestimmt, lässt sich am Beispiel der dies-

jährigen Kampagne der Winterhilfe Schweiz illustrieren.

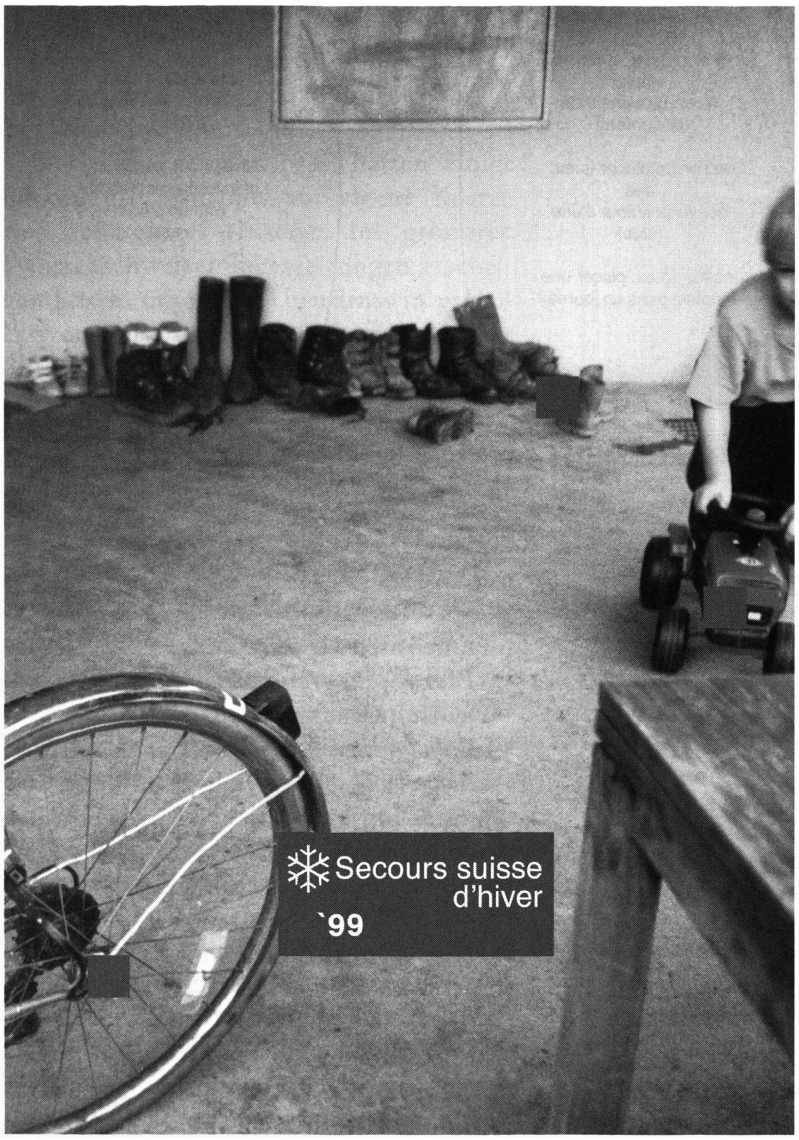
Zur Darstellung der Armut war dem bei einer Bergbauernfamilie aufgenommenen Foto folgende Headline beigegeben worden:

«Mit vielen kleinen Hilfen eine grosse Hilfe!»

Natürlich wäre auch hier eine einfache Übertragung in die übrigen Landessprachen möglich gewesen, ohne deswegen gleich in die «nach Übersetzung riechende» wörtliche Wiedergabe zu verfallen. Aber bei jedem Versuch, die Grundidee des deutschen Textes einigermassen akzeptabel ins Französische hinüberzubringen (z.B. *«De petits coup de pouce pour un grand coup de main»*), hätte sich jeder Frankophone gefragt, weshalb denn nicht die allgemein übliche französische Formulierung dieser Volksweisheit gewählt worden war: *«Les petits ruisseaux font les grandes rivières»*[7]. Eine bestimmte Aussage ruft in der Adaptationssprache manchmal dermassen nach einem feststehenden, vorgeprägten Bild, dass sein Ausbleiben vom Zielpublikum nicht verstanden würde.

7 Die kleinen Bäche bilden die grossen Flüsse bzw. Viele Wenig geben ein Viel.

8 Manchmal braucht es wenig.



Winterhilfe Schweiz, 1999. Photo: Iris Baumann, Luzern

Nun besteht das Foto aber, und es zeigt *nicht* einen grossen Fluss mit seinem aus kleinen Bächen bestehenden Einzugsgebiet. Die Mitte des hochformatigen Bildes ist leer. Im Hintergrund sind aufgereihte Schuhe und Stiefel zu erkennen, rechts, angeschnitten, ein Spielzeugtraktor, auf dem ein Kleinkind sitzt, in der unteren rechten Ecke ragt ein Tisch ins Bild, unten links das Hinterrad eines Fahrrades, von dem man vermutet, es sei vollständig, jedenfalls mit Schutzblech und Rückleuchte. Wer aus einer Familie stammt, in der Barfussgehen zuweilen eine Notwendigkeit war und dessen erstes Velo, Anfang der fünfziger Jahre, den Vater einen halben Monatslohn kostete, kann auf dem Bild nicht unbedingt «Armut» erkennen. Mit den punktuellen Unterstützungsaktionen der Winterhilfe nach dem Motto «Hilfe zur Selbsthilfe» gut vertraut, hatte der mit der Adaptation des Textes ins Französische beauftragte Texter jedoch den Eindruck, die Bildaussage könnte ebenso gut umgekehrt verstanden werden: *«Parfois il suffit de peu*[8]*.»*

Ja, manchmal braucht es wenig, um einer finanziell angeschlagenen Familie wieder auf die Beine zu helfen. Zudem kann dieser Satz auch als Erinnerung daran verstanden werden, dass es manchmal nicht viel braucht, um Menschen, die ohnehin nicht auf Rosen gebettet sind, endgültig armengenössig werden zu lassen. Die französische Textaussage gefiel den Auftraggebern schliesslich so gut, dass die Rückübersetzung auch für die deutsche Version verwendet wurde: *«Manchmal braucht es wenig.»* Zudem liess sie sich problemlos ins Italienische übertragen: *«Talvolta basta poco.»*

Adaptation als gleichwertige Nähe zu den anderen Kulturen

Mit zu hoch eingeschätzten Kenntnissen in der Sprache von *C. F. Ramuz* sind Deutschschweizer manchmal versucht, eine eigene Übersetzung zusammenzuba-

steln. Es werden dann sicher alle Finessen des Schweizer Standarddeutschen oder schweizerdeutschen Ausgangstextes wiedergegeben, aber auf so ungeschickte Art und Weise, dass damit ein weiterer Text im sogenannten «français fédéral» entsteht! Solch entstelltes Pseudofranzösisch entstammt oft der zu grossen Nähe zum ausgangssprachlichen deutschschweizerischen und der zu weiten Entfernung von der zielsprachlichen frankophonen Kultur.

Noch häufiger ist jedoch die umgekehrte Situation festzustellen: Die Adaptation erfolgt durch einen Romand, der zwar seine Sprache bestens beherrscht und Texte in geschliffenem Französisch produziert, aber vom kulturellen Erbe der Deutschschweiz zu wenig weiss. Deshalb übersieht er dann Anspielungen an bestehende Wendungen, Reminiszenzen aus Volksliedern und dergleichen, denen er eigentlich etwas Analoges gegenüberstellen müsste. Nehmen wir als Beispiel eine Bildlegende, die das Problem vieler Behörden artikuliert. Unter der Karikatur eines Beamten, der zwischen Stapeln von Akten sitzt, steht zu lesen: *«Wo Berge sich erheben ...»*. Nur ein landeskundiger Übertexter, der richtig erkennt, dass dieser Titel dem Anfang eines Schweizer Volksliedes entspricht, wird ihm bei der Adaptation etwas Gleichwertiges gegenübersetzen. In diesem Fall wird zwar die Kenntnis der bestehenden französischen Version nicht unmittelbar weiterhelfen: *«Salut glaciers sublimes ...»*[9]. Der Ton aber ist gegeben: Jener, der sich von einem vielleicht etwas verstaubten Volksliedtum inspiriert. Die Suche nach weiteren Schweizer Volksliedern, diesmal in französischer Sprache, führt zu: *«Les sommets de nos montagnes»*[10]. Und das wäre dann eine Adaptation.

Nur «équidistance» bzw. «équiproximité» zwischen den jeweiligen Kulturen und Sprachen erlaubt gute Adaptationen.

Nur *«équidistance»*[11] bzw. *«équiproximité»*[12] zwischen den jeweiligen Kulturen und Sprachen erlaubt gute Adaptationen. Als kleines Land mit kurzen Verbindungswegen zwischen den verschiedenen Kulturen, einer ausgezeichneten Infrastruktur im Bereich der Telekommunikation und einer mehrsprachigen Tradition von der Gemeindeebene bis zur Landesregierung besitzt die Schweiz Vorzüge, um die sie das Ausland beneidet. Werbeproduktionen sind Teil des kulturellen Schaffens im weitesten Sinn. Dazu gehört auch eine hochstehende Adaptation: Einerseits, weil sie einem *alle* Bereiche umfassenden Qualitätserfordernis entspricht, andererseits, weil sie als Beitrag zum Sprachfrieden verstanden werden kann, der nicht ein für alle Mal gegeben ist, sondern täglich neu errungen werden muss. ✦

8 Manchmal braucht es wenig.

9 Seid gegrüsst, Ihr Gletscher von erhabener Schönheit ...

10 Die Gipfel unserer Berge.

11 Gleichwertige Distanz.

12 Gleichwertige Nähe.

Noch hat die Schweiz die Chance, dem Trend zu sprachlicher Eindimensionalität zu entgehen. Multikulturalität fördert das Bewusstsein des Eigenen und die Erfassung der Differenz zum «Fremden», die Voraussetzung zu jedem übergreifenden Verstehen sind. Unter keinen Umständen dürfen wir diesen Vorteil leichtfertig aus der Hand geben. Die Einschränkung des obligatorischen Deutschunterrichts in gewissen welschen Kantonen und die Abwertung von Französisch und Italienisch an Deutschschweizer Schulen zugunsten des Englischen sind falsche Signale. Wer viele Sprachen lernt, verliert keine Zeit, im Gegenteil. Es geht nämlich nicht darum, Vokabeln und grammatikalische Regeln zu pauken, sich bestimmte Sprachen einzutrichtern, sondern darum, zu lernen, Sprachen zu lernen, das heisst sich eine linguistische Lerntechnik und Kompetenz anzueignen. Sie verkümmert, wenn man die Kinder bereits im Kindergarten auf Englisch trimmt. Beim Rock und auf ihren Clips lernen sie es ohnehin besser und amüsanter.

Aus dem Wochenbericht 29 der Bank Julius Bär, Zürich, Juli 1999.

Verio Pini,
nato nel 1952 ad Airolo, si è laureato in storia, storia dell'arte e letteratura italiana presso l'Università di Losanna (1977), completando in seguito la sua formazione con studi di diritto all'Università di Berna (1982). Ha dedicato parte dei suoi interessi all'arte medievale e rinascimentale, al diritto statutario e alla legislazione vigente in materia di tutela dei beni culturali; ha collaborato alla concezione e all'allestimento del Museo di Castelgrande a Bellinzona e attualmente opera in qualità di vicecapo della Segreteria per la Svizzera italiana presso la Cancelleria federale a Berna.

Cittadini del mondo, Europei, Svizzeri, di lingua italiana

In scala 1:1 – per usare il gergo architettonico – e in periodo di globalizzazione, dovremmo iniziare ricordando che nel mondo si parlano circa 4500 lingue[1]. Limitando lo sguardo al continente europeo le lingue sono circa 235[2] – in buona parte minoritarie rispetto alle lingue ufficiali parlate nei rispettivi Stati – e, quel che è piú significativo, anche nei grandi Stati nazionali che ci circondano le situazioni di totale monolinguismo sono affatto eccezionali. Ovunque incontriamo situazioni di bilinguismo o plurilinguismo, lingue minoritarie piú o meno emancipate e quotidianità fatte di diglossia, in cui i singoli alternano senza traumi dialetto, lingue locali o lingue franche, secondo le piú disparate e opportunistiche competenze linguistiche.

Da questo profilo dunque, e non solo[3], nessun *Sonderfall:* siamo manifestamente un paese come tutti gli altri; un paese in cui, secondo le diverse prospettive a nostra disposizione, coesistono tre lingue ufficiali e una minoritaria, oppure quattro lingue nazionali, o ancora – secondo la definizione piú tecnica ma anche piú realistica della *Carta europea delle lingue regionali o minoritarie* – due lingue ufficiali e due «lingue ufficiali meno diffuse»[4].

A questa prima consapevolezza val la pena di aggiungere una seconda significativa constatazione. Una breve incursione nella storia del variopinto panorama delle lingue d'Europa rivela infatti una «mobilità» sorprendente e costante delle diverse comunità linguistiche, in particolare nell'Europa centrale e orientale, accompagnata e sorretta da rivendicazioni identitarie che fanno della lingua uno strumento essenziale per legittimare nuovi confini politici, in un continuo ridefinirsi dei rapporti tra lingua e nazione[5].

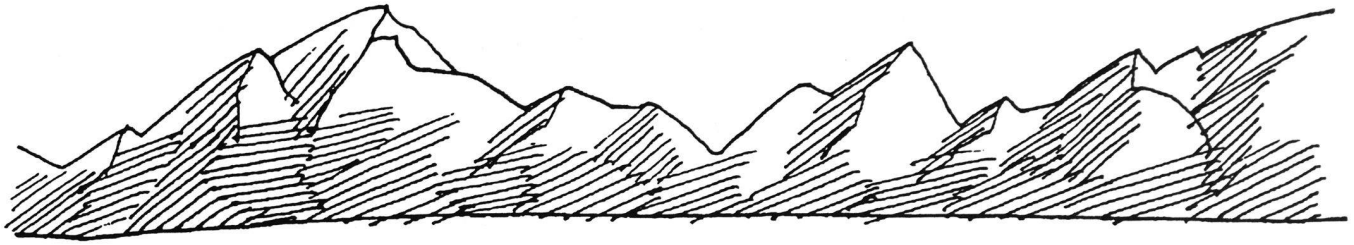
L'attualità di questi giorni offre due esempi significativi al riguardo. La Francia da un lato[6], alle prese con le difficoltà d'applicazione della Carta europea delle lingue regionali o minoritarie, sottoscritta il 7 maggio scorso, vieta per ora l'emanciparsi delle sue sette lingue minoritarie: bretone, occitano, alsaziano, basco, catalano, fiammingo e corso, respingendo l'emendamento costituzionale indispensabile per un loro riconoscimento ufficiale. Il governo irlandese dal canto suo abolisce l'obbligo di conoscere il gaelico[7], imposto sin dal 1921 agli insegnanti del settore secondario, allentando la protezione finora garantita a questa lingua praticata dal 43 per cento circa degli Irlandesi.

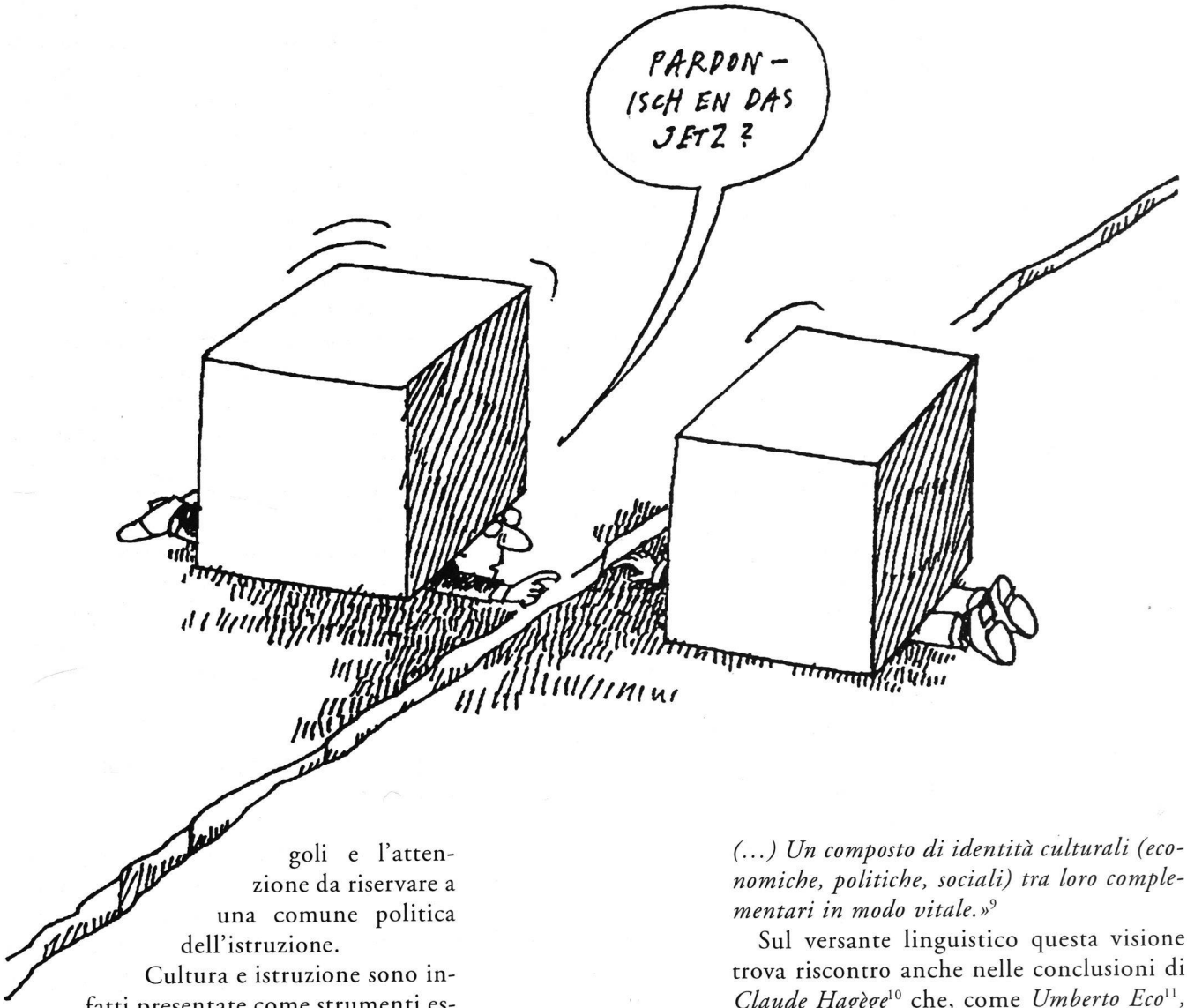
A lato di queste e tante altre rivendicazioni circoscritte, assistiamo quotidianamente a fenomeni di dimensione europea come l'afflusso massiccio di lingue estranee, attraverso ondate migratorie, e al ruolo crescente e globalizzante dell'inglese che, pur iscrivendosi pienamente nella continuità sopra descritta, sono percepiti come altrettante minacce, mettono in discussione la nostra pace linguistica e suscitano disorientamento.

La necessità di produrre politiche linguistiche capaci di affrontare efficacemente queste nuove realtà e l'urgenza di ridefinire le nostre priorità anche per l'apprendimento delle lingue sono dunque condivise ben al di là dei nostri confini.

Lingue federative per un'idea dell'Europa

In un breve saggio fresco di stampa, *Romano Prodi,* attuale Presidente della Commissione europea, sottolinea ripetutamente il ruolo storico essenziale della cultura latina e della cultura germanica nella costruzione europea, pone con grande chiarezza il profilo dell'Europa di domani e individua due questioni piú urgenti a cui la politica europea dovrà trovare una risposta innovativa ed efficace nel prossimo futuro: *«(...) la riforma del modello economico e sociale europeo e una politica capace di affrontare le ansie riguardo all'identità degli individui*[8]*»*. Nel primo caso, si tratta di coniugare la tradizione solidarista dello Stato sociale con la capacità di competere in un'economia globalizzata; riguardo all'identità, occupa invece un posto di primo piano il bagaglio culturale dei sin-





goli e l'attenzione da riservare a una comune politica dell'istruzione.

Cultura e istruzione sono infatti presentate come strumenti essenziali di unificazione del continente nella prospettiva di integrare cultura latina, germanica, anglosassone e presto anche slava in un comune scenario europeo. Solo attraverso centri di formazione veramente internazionali e multiculturali sarà possibile competere con ragionevoli possibilità di successo nella nuova arena globale, riconquistare o mantenere posizioni di leadership intellettuale, culturale, tecnologica e produttiva. *«L'Europa è il continente delle molte comunità nazionali con fisionomie proprie, proprie culture e lingue (...) Un composto di identità culturali (economiche, politiche, sociali) tra loro complementari in modo vitale.»*[9]

Sul versante linguistico questa visione trova riscontro anche nelle conclusioni di *Claude Hagège*[10] che, come *Umberto Eco*[11], passa in rassegna le diverse lingue alla ricerca di una possibile «lingua comune», se non proprio perfetta, almeno adatta a tutti gli Europei di domani. Dopo aver esaminato e scartato le lingue che in passato avevano offerto l'immagine di una vocazione federativa, come il latino, il castigliano, l'italiano o l'esperanto, ma che di fatto oggi non possono piú ambire a tale ruolo, *Hagège* dedica ampio spazio alle sole tre lingue che per durata, diffusione e potenziale evolutivo possono essere definite «lingue federative» a tutti gli effetti: il

francese, il tedesco e l'inglese. A suo giudizio, nessuna di loro ha tuttavia i requisiti per divenire la lingua comune europea: ciò che costituisce l'originalità dell'Europa è dunque l'immensa diversità delle lingue e delle culture che esse riflettono. *«L'Europa delle lingue ha un destino suo proprio, e non può ispirarsi a modelli stranieri. Il dominio di un unico idioma, come l'inglese, non risponde a questo destino. Può rispondergli solo l'apertura permanente alla molteplicità. L'Europa vive nel plurilinguismo. Dovrà allevare le sue figlie e i suoi figli nella varietà delle lingue, e non nell'unità.»*[12] Altrimenti detto, rispetto ad altri grandi poli geopolitici, l'identità d'Europa poggia su un modello di società che ha dato origine a un ineguagliato grado di coesione sociale ed è sostanziata dalla sua pluralità culturale e linguistica.

Anche su questo punto ci è difficile immaginare conclusioni piú elveto-compatibili di questa.

Un libro bianco per l'Europa e un «compromesso minimo» per la Svizzera

La risposta normativa piú esplicita e lungimirante a queste conclusioni si legge nel cosiddetto «Libro bianco» 1995: *«Insegnare e apprendere: verso la società cognitiva»*[13], elaborato dalla Commissione europea, in cui si invita il giovane europeo di domani a imparare tre lingue comunitarie: la lingua materna, una prima lingua comunitaria già in età prescolastica e nel primario – da utilizzare poi nel secondario anche per l'apprendimento di altre materie – e infine una seconda lingua comunitaria nel secondario. Privilegiando in questa scelta la lingua del paese vicino e le lingue federative, ognuno dovrebbe trovare il *portafoglio* linguistico piú efficace, da arricchire se necessario nel proseguimento degli studi e della vita professionale con ulteriori repertori di competenza linguistica. Nella varietà culturale che caratterizza l'Unione europea, ricca di undici lingue ufficiali, si tratta incontestabilmente di un segnale forte, basato su solide premesse storiche e sociolinguistiche.

Le riflessioni del «Libro bianco», unitamente ad altri importanti suggerimenti innovativi sul piano didattico – apprendimento precoce, insegnamento bilingue, immersione, scambi, trasparenza e realismo degli obiettivi – sono presenti in filigrana anche nel rapporto «Quelles langues apprendre en Suisse pendant la scolarité obligatoire»[14] curato da *Georges Lüdi* su mandato della Conferenza svizzera dei direttori cantonali della pubblica istruzione e nel conseguente «Concetto globale per l'insegnamento delle lingue», adottato dalla stessa Conferenza il 13 novembre 1998. La ricchezza e il valore propositivo dei contenuti didattici del rapporto, destinati a divenire un punto di riferimento per l'insegnamento delle lingue nei prossimi anni, non trovano tuttavia una corrispondenza altrettanto univoca e ambiziosa nella scelta e nella gerarchia delle lingue da includere nella scuola dell'obbligo. Il tentativo di comporre la presenza dell'inglese con le lingue nazionali vi è infatti subordinato al raggiungimento di un *«compromesso minimo»*[15] – attento all'autonomia di taluni cantoni e ai problemi di comprensione tra germanofoni e francofoni, ma meno vigile rispetto al testo costituzionale e lesivo per lo statuto delle due altre lingue nazionali[16] – che sul piano della politica linguistica offre una fotografia sbiadita dello statu quo consacrato sin dal 1975.

Per far fronte ai bisogni strutturali e finanziari denunciati dai cantoni è dunque indispensabile trovare una risposta federale, o eventualmente concordataria, tra cantoni che perseguono obiettivi didattici e soluzioni comuni.

Nuove ambizioni

Per la seconda volta nello spazio di pochi anni, l'autonomia cantonale, con il suo bagaglio anacronistico di territorialità, frena la piena affermazione di uno statuto paritario delle lingue sebbene esista una chiara legittimazione in termini di federalismo e siano ormai accertati anche i presupposti demografico-linguistici[17] per l'avvento di un'effettiva libertà linguistica, combinata con l'offerta su scala nazionale, quindi oltre i confini linguistici regionali, di un insegnamento valido di tutte le lingue del paese, includendo nel panorama senza apprensioni anche l'inglese[18], lingua certo estranea al contesto nazionale, ma federativa sul piano europeo.

Questa ambizione comporta ovviamente un costo. Per far fronte ai bisogni strutturali e finanziari denunciati dai cantoni è dunque indispensabile trovare una risposta federale, o eventualmente concordataria, tra cantoni che perseguono obiettivi didattici e soluzioni comuni.

L'occasione propizia per disegnare una politica linguistica realmente intesa a edu-

care una popolazione solidale, funzionalmente plurilingue e aperta a una società multiculturale è data dalla futura legge sulle lingue ufficiali e dal margine di manovra offerto dalla Costituzione federale[19]. È dunque essenziale saperla cogliere.

Un paese che in pochi mesi trova quasi un miliardo di dollari per salvare la propria immagine, non dovrebbe esitare a fare altrettanto per salvaguardare la propria coesione nazionale e la propria identità.

[1] C. F. Voegelin & F. M. Voegelin, Classification and index of the world's languages (Classificazione e indice delle lingue del mondo), New York, Elsevier, 1977.
[2] Un quadro eloquente di questa suggestiva ricchezza linguistica è offerto da Emanuele Banfi, La formazione dell'Europa linguistica. Le lingue d'Europa tra la fine del I e del II millennio, Firenze, La Nuova Italia, 1993; cfr. in particolare l'Indice delle lingue e dei sistemi linguistici, pp. 585 e sgg. e le relative descrizioni. Altre indicazioni in Mario Alinei, Origini delle lingue d'Europa, Bologna, Il Mulino, 1996; cfr. in particolare il capitolo 2: Il quadro genetico e classificatorio delle lingue europee, pp. 73–101.
[3] Si veda la nota ironica di Gianfranco Fabi, Un Paese che ha scoperto la normalità, in: *Il sole 24 ore,* lunedí 19 luglio 1999.
[4] Carta europea delle lingue regionali o minoritarie, del 5 novembre 1992, art. 3 capoverso 1. Cfr. FF 1997 I 1053.
[5] «La lingua crea la nazione» e «La nazione crea la lingua», provocando lacerazioni, promozioni e resurrezioni degli idiomi, scrive Claude Hagège, Le souffle de la langue. Voies et destins des parlers d'Europe, Paris, Odile Jacob, 1992 – traduzione italiana: Storie e destini delle lingue d'Europa, Firenze, La Nuova Italia, 1995 – e offre una rassegna assai eloquente di «interventi» autoritari sulla lingua in particolare nell'Europa del XIX secolo; ed. italiana, pp.169–205.
[6] B. Jerôme, Les langues régionales ont élargi leur audience, in: *Le Monde,* 21 luglio 1999, p. 9; J. Henlei, *La France Multilingue,* in: Courrier international, n. 454, 15 luglio 1999, p. 27. Il preavviso negativo del Conseil constitutionnel, del 15 giugno, è stato validato dal Presidente J. Chirac, che si è opposto all'emendamento costituzionale chiesto dal Primo ministro L. Jospin.
[7] Irlande: le gaélique n'est plus obligatoire, enfin!, in: Courrier international, n. 456–8, 26 luglio 1999, p. 9.
[8] Romano Prodi, Un idea dell'Europa, Bologna, Il Mulino, 1999, p. 9.
[9] Ibid., pp. 7–11, 31–34, 41–48, citazione p. 55.
[10] Claude Hagège, Storie e destini delle lingue..., cit., capp. 1–4, pp. 9–113.
[11] Umberto Eco, La ricerca della lingua perfetta nella cultura europea, Bari, Laterza, 1993.
[12] Claude Hagège, Storie e destini delle lingue..., cit., p. 3.
[13] Direzione generale XXII della Commissione europea, Livre blanc sur l'éducation et la formation. Enseigner et apprendre: vers la société cognitive, Bruxelles, 1995, in particolare: IV objectif général: «Maîtriser trois langues communautaires». In rete: http://europa.eu.int/en/comm/dg22/language/ it_inno. html
[14] Berna, 15 luglio 1998. In rete: http://www.romsem.unibas.ch/sprachenkonzept
[15] Tesi 1: Oltre alla lingua nazionale locale tutti gli allievi imparano almeno una seconda lingua nazionale e l'inglese; ad essi deve inoltre essere offerta la possibilità d'imparare una terza lingua nazionale ed eventualmente altre lingue straniere.
Tesi 3: I cantoni germanofoni offrono di regola il francese come seconda lingua nazionale e i cantoni francofoni il tedesco. I cantoni Ticino e Grigioni tengono conto delle specificità delle rispettive situazioni linguistiche.
[16] In proposito Sandro Bianconi, Come cancellare una lingua minoritaria: istruzioni per l'uso, in: *Babylonia, 4,* 1998, pp. 14–23.
[17] Si veda al riguardo l'interpretazione dei dati del censimento federale del 1990 in: AAVV, Le paysage linguistique de la Suisse, Berne, Office fédéral de la statistique, 1997, e le conclusioni in materia di politica federale delle lingue pp. 665–67.
[18] Sul posto da riservare all'inglese, senza timori e preconcetti, cfr. Giovanni Nencioni, Plurilinguismo in Europa, in: La Crusca per voi, Firenze, n. 15, ottobre 1997, pp. 1–4.
[19] Art. 116, capoversi 2 e 3.

Die komplexe, raschem Wandel unterworfene Wirklichkeit und die Vielfalt der Haltungen gegenüber dem Sprachenproblem schaffen nicht selten Verwirrung. Gerade deshalb ist es manchmal sinnvoll, dieses Thema mit einem gewissen Abstand anzugehen und den roten Faden beziehungsweise das zu eruieren, was grossmehrheitlich als gewiss erachtet wird. Diese Erkenntnis soll anschliessend mit den scheinbar unüberwindbaren Schwierigkeiten der örtlichen Wirklichkeiten verglichen werden.
Das europäische Modell, wie es das «Livre blanc» 1995 darstellt, und die fundierten politischen und kulturellen Überlegungen, auf denen es gründet, seien, so Verio Pini, in diesem Sinne wegweisend: Mit klaren Optionen und vor einem dem Föderalismus verpflichteten Hintergrund empfiehlt es den jungen Europäerinnen und Europäern von morgen, mehrere Sprachen zu lernen, und zwar auf der Grundlage innovativer didaktischer Mittel; denn Mehrsprachigkeit garantiere ihnen die Mobilität, die es in einem integrierten Europa braucht. Die schweizerische Sprachenpolitik, die jüngst im Gesamtsprachenkonzept für die obligatorische Schulzeit zusammengefasst wurde, geht von ebenso soliden Voraussetzungen aus, wird aber durch die Autonomie der Kantone gehemmt. Deshalb ist es unverzichtbar, diese Hemmnisse zu überwinden und auf Bundesebene eine klare und mutige Antwort auf diese Frage zu formulieren. Das künftige Bundesgesetz über die Amtssprachen bietet uns dazu die Gelegenheit. ✦

Marie-Claire Jur,
geb. 1961, im Kanton Zürich aufgewachsen, hat nach Studien der Germanistik, Romanistik und Altphilologie an der Universität von Lausanne einige Jahre als technische Redaktorin und Übersetzerin in einer Westschweizer Computerfirma und in England gearbeitet, bevor sie Kaderfunktionen in der Engadiner Hotellerie und im Tourismus inne hatte. Seit gut zwei Monaten arbeitet die Noch-Nicht-Romanin als Redaktorin für die «Engadiner Post».

Die Engadiner Post/Posta Ladina

Eine zweisprachige Zeitung als lebendiges Beispiel für den Bündner Sprachfrieden

In der südöstlichsten Ecke der Schweiz werden bekannterweise drei Sprachen gesprochen: Romanisch, Deutsch und Italienisch. Während die Südbündner Talschaften Misox, Bergell und Puschlav als Vertreter der Italianità dastehen, zeichnet sich das Oberengadin als eine romanisch und deutschsprachige Region aus, in der dem Deutschen eine Vormachtstellung zukommt. Im Unterengadin und im Münstertal hingegen ist die Bevölkerung noch stark im Romanischen verhaftet. Als eine der ganz wenigen Zeitungen der Schweiz muss die Regional- und Lokalzeitung «Engadiner Post/Posta Ladina» einer solchen Sprachenvielfalt in ihrem Einzugsgebiet Rechnung tragen.

Eine kleine Entstehungsgeschichte

Bis gegen Ende 1996 beherrschten zwei regionale Informationsblätter die printmediale Landschaft des Engadins: Die *«Engadiner Post»*, die 1994 ihr hundertjähriges Bestehen feiern konnte, war damals eine noch rein deutschsprachige Zeitung, und das *«Fögl Ladin»*, das auf Rumantsch Ladin publizierte. Die *«Engadiner Post»* war und ist ein Produkt der Walter Gammeter AG in St. Moritz, einem Druckereiunternehmen, in das auch ein Verlag integriert ist. Das *«Fögl Ladin»* wurde von der Engadin Press AG in Samedan, einer Hochburg der Rumantschia im Oberengadin, herausgegeben und erschien zweimal pro Woche. Die beiden Zeitungen lebten lange Zeit friedvoll nebeneinander; die *«Engadiner Post»* hatte ihren Abonnentenkreis im Oberengadin und konzentrierte ihre Berichterstattung auf ein Gebiet bis Zuoz. Das *«Fögl Ladin»*, dessen Leserschaft sich vornehmlich im unteren Teil des Oberengadins, im ganzen Unterengadin und im Münstertal rekrutierte, publizierte in den beiden ladinischen Idiomen Putèr und Vallader und konzentrierte sich auf sein Kerngebiet. Die beiden Zeitungen standen nicht in einem Konkurrenzverhältnis zueinander, sondern entwickelten im Lauf der Jahre eine Zusammenarbeit, die sich in der Herausgabe einer gemeinsamen wöchentlichen Beilage niederschlug, der *«Engadiner Woche»*. Diese Beilage enthielt einen Veranstaltungskalender, redaktionelle Beiträge zu ausgewählten Themen und einen Inseratenteil. Dieses Druckerzeugnis war zweisprachig, wobei die Inserenten und redaktionellen Mitarbeiter beliebig die eine oder andere Sprache als Kommunikationsvehikel wählen konnten. Ende der achtziger Jahre wurde diese bunte, bilinguale Beilage wegen des abnehmenden Interesses von seiten der *«Fögl-Ladin»*-Macher abgesetzt.

Von der einsprachigen zur bilingualen Zeitung

Im Spätherbst 1996 gab der Verlag Engadin Press AG kurzfristig die bevorstehende Einstellung der Produktion des *«Fögl Ladin»* bekannt, ein Entschluss, der nicht unerwartet kam, hatte sich doch das ladinische Blatt durch den schwindenden Inseratenteil je länger desto weniger selbst tragen können und war seit Jahren schon auf jährlich sechsstellige Unterstützungsbeiträge seitens der romanischen Sprachorganisationen angewiesen. In der Printlandschaft des Engadins tat sich eine Lücke auf, in die zu springen sich mehrere Kandidaten anschickten.

Für die Betriebsleitung der Walter Gammeter AG war klar, dass sie versuchen würde, das verlegerische Vakuum, welches durch das Ende des *«Fögl Ladin»* im Hochtal entstanden war, zu besetzen. Während sie noch in Verhandlungen mit der Engadin Press AG über die Übernahme der Verlagsrechte stand, stellte sie in einer unternehmerischen Feuerwehrübung in nur zwei Wochen ein Redaktionsteam auf die

Beine, dessen Aufgabe es war, dreimal wöchentlich zwei romanischsprachige Seiten zu produzieren, die unter dem Titel *«Posta Ladina»* ein integrierter Bestandteil der *«Engadiner Post»* werden würden. Diese organisatorische Par-Force-Übung war insofern ein Bravourstück, als es schwierig war und ist, im Engadin redaktionelle Mitarbeiter mit genügender Sprachkompetenz, sei es im Deutschen oder Romanischen, zu finden. Am 5. Dezember 1996 war es trotzdem soweit: Die erste Ausgabe der neuen *«Engadiner Post/ Posta Ladina»* konnte nach beträchtlichen Geburtswehen erscheinen. Der Start einer zweisprachigen Zeitung war in kürzester Zeit geglückt.

Anders als erhofft verliefen die Verhandlungen bezüglich der Verlagsrechte des ehemaligen *«Fögl Ladin»*. Der Hauptkonkurrent, die Gasser Media AG, übernahm den Abonnentenstamm und den Titel. Das *«Fögl Ladin»* wurde als mehrseitige romanische Informationsplattform in die ab Februar 1997 erscheinende erste romanische Tageszeitung *«La Quotidiana»* integriert.

Rumantsch Ladin versus Rumantsch Grischun

Von allem Anfang an war für die Unternehmungsleitung klar, dass die romanischen Seiten der *«Posta Ladina»* – wie schon beim ehemaligen *«Fögl Ladin»* – auf Rumantsch Ladin erscheinen würden, und zwar in den Idiomen Putèr und Vallader. Während das Putèr die Muttersprache der Oberengadiner Romanen ist, wird das Vallader von den Unterengadinern und Münstertalern, dort allerdings in der leicht verschiedenen Sprachvariante des Jaur gesprochen. Der Gebrauch der offiziellen Schriftsprache Rumantsch Grischun, das seit der Annahme des revidierten Sprachenartikels in der eidgenössischen Volksabstimmung vom 10. März als offizielle Amtssprache von Bund und Kanton zu fördern ist und als Kanzleisprache im Schriftverkehr zusehends Verwendung findet, kam für die Redaktion, Inseratenabteilung und Verlagsleitung nicht in Frage. Dies aufgrund der geringen Akzeptanz der von vielen Romanen als künstlich und fremdartig empfundenen Einheitssprache innerhalb der Engadiner Leserschaft. Die vom Zürcher Romanisten *Heinrich Schmid* und seinen Mitarbeitern entwickelte Schriftsprache erhält von den Bündner Sprachorganisationen und vom Bund moralisch und finanziell eine grosse Unterstützung, da diese Instanzen in der zunehmenden Verbreitung dieses Einheitsromanisch den zuverlässigsten Garant für das mittel- und längerfristige Überleben der bedrohten romanischen Sprache überhaupt sehen.

Nur die wichtigsten Artikel beidsprachig zu bringen, würde bei der Leserschaft schwer durchzubringen sein.

Anders als *«La Quotidiana»* mit ihrem grossen Einzugsgebiet (vor allem dem Bündner Oberland und der Kantonshauptstadt Chur samt Umgebung) bietet die *«Posta Ladina»* keine geeignete Plattform für die Anhänger des Rumantsch Grischun, deren Texte systematisch und redaktionsintern in die ladinischen Idiome übersetzt werden. Diese Umsetzung bedeutet zugleich einen Mehraufwand, der von der Unternehmensleitung in Kauf genommen wird.

Deutsch? – Putèr? – Vallader? Die redaktionellen Grundsätze

Der deutsche und der romanische Zeitungsteil der *«Engadiner Post/Posta Ladina»* sind in sich geschlossene redaktionelle Einheiten. Im Gegensatz zur früheren bilingualen *«Engadiner Woche»*, wo die beiden Sprachen auf der gleichen Seite in verschiedensten Textformen zu stehen kamen, sind die beiden Gefässe streng getrennt. Nur in äussersten Ausnahmesituationen kann eine Durchmischung der Sprachen erfolgen.

Anders als die Bieler Tageszeitung *«Biel/ Bienne»*, die als vollständig bilinguales Blatt erscheint, wo der Bildteil jeweils von einer deutschen Bildlegende und der auf französisch exakten textlichen Entsprechung flankiert wird, verzichtet die *«Engadiner Post/Posta Ladina»* vollumfänglich auf die Übersetzung der redaktionellen Beiträge von der einen in die andere Sprache, da dies einen zu grossen Aufwand für die Translationen und etwaigen Kürzungen für eine Zusammenfassung mit sich bringen würde. Nur die wichtigsten Artikel beidsprachig zu bringen, würde bei der Leserschaft schwer durchzubringen sein, da es schon schwierig genug ist, den Abonennten plausibel zu machen, warum ein bestimmtes Thema auf Deutsch und ein anderes auf Ladin abgehandelt werden

soll. Durch das doppelte Erscheinen eines Artikels litte zudem die aktuelle Aufmachung.

Somit arbeiten die Journalisten mit folgender Faustregel: Die Berichterstattung zum Geschehen in den Oberengadiner Gemeinden von Maloja bis Madulain erfolgt prinzipiell auf deutsch, von Zernez bis Martina wird alles, was das Unterengadin betrifft, auf romanisch abgehandelt, ebenso das ganze Münstertal. Sportberichte erscheinen immer auf deutsch, desgleichen wichtige regionale Themen, welche die ganze Talschaft betreffen. Somit wird eine gewisse sprachliche Kontinuität gewährleistet, die wohl eher zugunsten der deutschsprachigen Leserschaft ausfällt, die romanische Leserschaft aber insofern nicht vernachlässigt, als diese ja des Deutschen mächtig ist und auf die Neuigkeiten aus dem Oberengadin auch nicht verzichten möchte.

Keine Regel ohne Ausnahme

Auch wenn diese Grundsätze bei der redaktionellen Arbeit hilfreich sind, müssen doch oft Ausnahmen getätigt werden, die durchaus Sinn machen: So wird die auf romanisch stattfindende Generalversammlung eines romanischen Vereins im Oberengadin auf romanisch abgehandelt, Anlässe, die im Unterengadin oder im Münstertal auch für Deutschsprachige von Interesse sind, auf deutsch. Der Entscheid wird jedesmal redaktionsintern diskutiert und ist lange nicht immer eindeutig. Heikel ist ausserdem die Situation in der Übergangszone vom Ober- ins Unterengadin, wo die Gemeinden Brail, Cinuos-Chel, S-chanf und Zuoz liegen. Denn das mehrheitlich romanischsprachige Gebiet gehört zum oberen Teil der Talschaft und ist kulturell wie wirtschaftlich auf diese ausgerichtet.

Die Berichterstattung zum Geschehen in den Oberengadiner Gemeinden von Maloja bis Madulain erfolgt prinzipiell auf deutsch, von Zernez bis Martina wird alles, was das Unterengadin betrifft, auf romanisch abgehandelt, ebenso das ganze Münstertal.

Gratwanderung zwischen verschiedenen Ansprüchen

Auch wenn die Leserschaft zum Teil sehr pikiert auf eine Berichterstattung in einer anderen als von ihr erwarteten Sprache oder einem anderen Idiom reagiert, beweisen doch die steigenden Abonnentenzahlen (von 6500 Anfang 1996 auf aktuelle 8000), dass diese Strategie der zweisprachigen Information so falsch nicht sein kann. Eine von der Zürcher Firma Atag Ernst & Young Consulting ausgearbeitete und angewendete Leserbefragung ergab ein positives Echo. Als einer der zu verbessernden Schwachpunkte wurden von den interviewten Lesern mehr romanische Seiten verlangt. Die nächsten Monate und Jahre wird sich die *«Engadiner Post/Posta Ladina»* überlegen müssen, wie sie diese Forderungen umsetzen wird. Rumantsch Grischun allerdings wird – solange es nicht Unterrichtsfach auf allen Schulstufen ist, nicht in dieser Zeitung zu lesen sein. Schon gar nicht, wenn die Gefahr besteht, dass Oberengadiner beim Lesen von *«Protecziun dals animals»*, das auf Rumantsch Grischun soviel wie Tierschutz heisst, in schallendes Gelächter ausbrechen. Auf Putèr ist der neutrale Begriff für Tier *«bescha»*, *«animal»* hingegen kann auch «Trottel» bedeuten. Und für diese braucht es, wie *Lucia Walther* von der ANR (Agenzia da noviteds Rumantschas) meint, wahrlich keinen speziellen Schutz.

Scu üna da las pochas giazettas da la Svizra ho l'«Engadiner Post/Posta Ladina» da resguarder la diversited linguistica da l'Engiadina. Daspö la fin dal «Fögl Ladin», vain publicheda l'«Engadiner Post/Posta Ladina» in duos linguas. Duos paginas da lingua rumauntscha sun integredas illas ediziuns, chi cumparan trais voutas l'eivna. La regla generela disch, cha evenimaints in Engiadina Bassa e Val Müstair vegnan publichos in Rumauntsch Ladin, quels da l'Engiadin'Ota e cuntribuziuns da sport in tudas-ch. La decisiun da l'intrapraisa da desister al Rumantsch Grischun e da resguarder ils idioms puter e vallader s'ho cumpruvo fin uossa. ✦